Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 50/52 — 21. Dezember 1922 — 36. Jahrgang

Inhalt: „Es ist ein Ros' entsprungen ...“ — Weihnacht — König Olafs Zweifel — Unsere Pflicht zur Kirchenpolitik. Elgersburger Vortrag — Worum es sich handelt. 4 — Von religiöser Kunst. Zwei Berichte aus Stendal und Stuttgart — Allerlei Weihnachtsbücher — Verschiedenes: Nächte von Fondi (Isolde Kurz); Kurze Anzeigen (Deutsche Balladen, Lissauer, Bonsels, Kaestner, v. Bippen); Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen — Inhalt zum Jahrgang 1922

„Es ist ein Ros' entsprungen ...“

Gott sei Dank, der uns allezeit Sieg giebt in Christus und offenbart den Duft seiner Erkenntnis. 2. Kor. 2, 14

Wie ist das Schönste so leise! Alles Große ist unendlich bescheiden. „Bescheiden hüllt Er sich in ewige Gesetze.“ Und das Größte ist die reine selbstlose Güte, die still und unerkannt ihre herrliche Majestat enthüllt.

Leise ist auch „ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart.“ Geräuschlos hat sich die unendliche Tiefe des Lebens aufgetan, und es ist etwas zu uns heraufgeströmt wie unbeschreiblicher Weihnachtsduft.

„Das Blümelein so kleine, das duftet uns so süß.“ Das Christfest ist das einzige, das noch an den uralten Zusammenhang von Geruchssinn und frommem Erleben erinnert. Wie stark kann ein vertrauter lieber Duft die Tiefen des Lebens im Gemüte berühren, — wie hell leuchtet das ganze Innenleben auf unter solchen leisen Erinnerungen an versunkene und doch noch irgendwie gegenwärtige Zeiten!

Aber wenn wir an das denken, was unter Kaiser Augustus und Tiberius in dieses unser Erdendasein einströmte, so will das Gleichnis von dem „Blümelein“ fast zu eng werden. Denn in der Seele, die in der heimlichen Stille Gottes geboren wurde, ist alles vereint, was Heimweh macht. Die wundervollen Innenmächte der Herzlichkeit und Lindigkeit, des Verstehens und Vergebens, der unbedingten Treue und Reinheit, des starken gütigen Willens, — die schaffen die tiefe Freude des Geborgenseins in der Heimat, und die schaffen auch das Heimweh.

Es gibt Ungezählte, denen das Christfest mit jedem Jahre mehr nur durch unaussprechliche Wehmut hindurchleuchtet. Für die Älteren wird der heilige Abend immer mehr zu einem heimlichen Allerseelen. ...

Das ist so begreiflich; aber muß es wehmütig sein? Von dem Kinde der Weihnacht heißt es: „Mit seinem hellen Scheine vertreibt's die Finsternis.“ Es will auch die Wehmut vertreiben und dafür dankbare Freude bringen. Dann sagen auch wir: „Gott sei Dank, der uns allezeit Sieg gibt in Christus und offenbart den Duft seiner Erkenntnis ...!“

Zwei Worte sollten wir, wenn die Wehmut uns die Augen trüben will, in die heilige Nacht hineinnehmen, — Worte, die zwar nicht eigens für solche Stunden gedacht waren, die aber doch am deutschen Christbaume als heimliche Lichter einen Platz finden sollten; sie stammen beide aus dem Herzen Deutschlands, aus dem Thüringer Lande.

Das eine ist von Novalis: „Der Mensch vermag in jedem Augenblicke ein überweltliches Wesen zu sein.“ Das andre hat der Alte von Weimar gesagt: „Nur eine papierne Wand trennt uns ... von unsern wichtigsten Zielen. Wir dürfen sie keck einstoßen, und es wäre geschehen!“

Warum machen wir keinen Gebrauch von dem herrlichen Vorrechte, das uns da geschenkt ist? Wir sind wie Kinder, denen ein gütiger Vater etwas besonders Schönes beschert hat und die es — eingewickelt lassen und nicht zu gebrauchen wagen. Aber rechte Kinder fahren doch zu und werden herzhaft, wenn sie freundliche Augen sehen. „Wir können in jedem Augenblicke überweltliche Wesen sein“ — das heißt doch: wir dürfen wie Kinder mit unserm Heimweh jeder Zeit, und darum erst recht in der heiligen Nacht, hineintreten in die stille, verborgene, heilige Welt, die uns mit allen Seelen unfaßbar nahe umgibt. Sie sind alle da, die wir mit der Seele suchen, näher, wirklicher, lebendiger als wir ahnen. Nur eine papierne — nein, eine bloße Gedankenwand trennt uns von dem ganzen lieben Kreise und all der Innigkeit und Herzlichkeit der Heimat.

Wer das herzhaft ergreift und sich die Seele überströmen läßt von dieser heiligen, unendlichen, beglückenden Nähe, dem strömt alles Freundliche und Traute vergangener Tage als unverlierbare Gegenwart wie lieber Weihnachtsduft entgegen. Dem ist es nicht mehr ferne Ahnung, sondern Gewißheit, was der stille Rudolf Hildebrand sagt: „Freunde, Jubel ist der Grund der Welt! ... Das hat das Kind als Tatsache in sich; dem Manne müssen Tränen den Vorhang davor wegziehen!“

Das ward schon oft gesprochen,
Doch sagt man's nie genug.

*

Auf solche Gedanken wären wir nie gekommen, wenn der Weltgrund sich nicht selbst uns aufgeschlossen hätte, — wenn der Vater unser aller nicht leise eine Seelenblüte hätte aufbrechen lassen, durch deren Kelch wir in die wundervolle Tiefe blicken. Paul Gerhardt hat still vor dem Kinde gestanden und dann gesagt:

Ich seh auf dich mit Freuden hin
Und kann nicht satt mich sehen,
Doch nimmer wird mein armer Sinn
Dein Wesen ganz verstehen.
O daß mein Geist ein Abgrund wär'
Und meine Seel' ein tiefes Meer,
Daß ich dich möchte fassen!

Paul Jaeger

Weihnacht

Das Himmelreich war nahe herbeigekommen, und es taten sich auf die goldenen Tore aller Gewährung. So war es in den Tagen der Erwartung und endlichen Erfüllung: durch die Träume einer letzten Nacht schliefen die Kinder bis zum Erwachen ins heilige Licht: der Weihnachtsstube Kerzenglanz und Liederseligkeit. Das war es ja, daß sich die Räume dehnten, daß es wirklich Eines wurde: Himmel und Erde: Ein Licht, eine Schönheit. Es war Alles eins: Maria mit dem Jesuskind, auf Wolken schwebend schön im goldnen Schein, und Maria mit der Krippe in dem Stall von Bethlehem, über dem der Stern erglühte, über dem die Engel sangen

das unvergängliche: Gloria in excelsis ... Alles war eins in dieser Beglückung: des Weihnachtsbaumes Strahlen, brauner Tannenduft und harfengoldner Klang, der Eltern Güte-Augen und die Freude, das Schweben über allem Sein: auf der lieben Lieder goldnen Singewellen in die Wirklichkeit des Traums: denn es war auch dieses Eines: Traum und Wirklichkeit.

Verstehen wir es doch: es war nicht vor 2000 Jahren nur, alle Jahre ist dies wieder, daß sie eilend gehn und finden beide: Maria und Josef und das Kindlein in der Krippe. Und es ist in dieser Nacht geschehen, daß die Engel singen über Bethlehems — über aller Seelen, die da warten, die da groß in Stille sind und Hingebung —, über aller Sehnsucht wartenden Gefilden. ... Über allen Dunkelheiten tut sich auf das Licht ... und die reichen Gebenden, die Könige von fern, gehen reicher noch von hinnen, beschenkt vom König aller Armut, dem Kindlein in der Wiege, dessen Lächeln Friede ist, dem Heiland, der da alle Traurigkeit erlöst, die Herzen weitend in den unbegrenzten Raum der Sternengüte. ...

Kinderstimmen singen süßen Sehnens Lied: Kinderstimme deiner Seele: daß du dich ganz in ihr erlöst aus deinen Engen. — Der du fremd geworden, deines Wesens Stimme, in ihr erkennst du wieder: Dich! wie du einstmals still und gläubig warst der Welt, dem Leben, dem größeren Geschehen, das dich trägt, darin du ganz geborgen bist: In den unendlichen Zusammenhängen kann dir nichts geschehen. Es ist der Geist, den wir den heiligen nennen, der uns wandelt und verklärt zu unserm eignen Sein. Tiefste Sehnsucht unsrer Einsamkeiten, also gut zu sein, also zu uns selbst uns zu vollenden, also arm zu sein (dies ist die Weisheit von dem Stall zu Bethlehem), reinen Herzens Gott zu schauen, also reich zu sein und leiderlöst: In der Weihnacht Stille weißt du immer dies: Es wäre nur, daß letztes Gute jeder Seele auferwacht. Dann wäre diese Erde Paradies, denn alles Leid geschähe unter jenem unbegrenzten Himmel, in dem die Engel Friede singen und den Menschen Wohlgefallen.

So aber in den Abenden des weißen Winterschnees, da die Sterne glitzern, schauen Kinder durch die Fensterscheiben, ob nicht ein Glanz sich lichter auftut, horchen in den weißen Bettchen, ob nicht Christkinds Schlitten läutet, träumen, daß im Wald die Tannenbäume glitzern, daß von tausend Zweigen zarte Glöckchen klingen, bunte Vöglein singen.

Sie saßen in der Schule in den Morgenstunden, als der Schnee fiel und immer fiel, als die Winternacht noch dunkelnd in den Bäumen hing, und im Duft der Tannenreiser (im Ofen angebrannt) war die Weihnacht-selige Stunde, da der Lehrer mit den Kindern die alten Lieder sang: Euch ist ein Kindlein heut geborn ... das soll euer Freud und Wonne sein. Und die Kinder stehn in der Weihnachtsstube, die Augen leuchten und der Kleinsten Mund bewegt sich mit im unbewußten Lobgesang der Liebe. — Alles ist wieder da, die bunten Kugeln und das Silberglöckchen, die weiße Taube in den höchsten Zweigen, die Krippe mit dem Öchslein und dem Eselein, die weißen Schafe an dem blanken Spiegelteich im grünen Moos. Alles wieder da: herzselige Gemeinschaft in dem engsten Raum derer, die das Licht entzündete, Liebe, leuchtend in den Augen, wenn die Seelen Hand in Hand verschwistert sind, mit stummen Blicken sich bekennend in dem Glauben an die große Güte. — — —

In dieser Stunde: Seele, bist du reich. Wie du gut bist, Seele, wie aller Schmerz von dir genommen ist, und nicht mehr Leid ist und Geschrei — denn das Erste ist vergangen. In den dunklen Tälern deiner Not erschien dir dieser Stern: das Wunder deiner Nacht. Nun ist Gegenwart, und aller Zukunft kannst du gläubig sein. Denn Glaube ist das Wissen der unendlichen Behütung. Heimkehr deiner Sehnsucht zu dir selbst. In den unbegrenzten Weiten dieser Schönheit (deiner Seele) erfuhrst du dies: Es ist nichts verloren, aller Verlassenheit, trauernder Einsamkeit, erscheint zuletzt das Licht. Geschieht die Wandlung, daß aus kaltem Schnee die Rosen blühn im zeitenlosen Wind der Weihnachtsnacht; die Wandlung deiner selbst: Unendlich hingegeben bist du allerkleinster Not bereit. Des Lebens Sinn ist Liebe. Gott ist aufgeblüht im Tal der Menschen und blüht in jeder Seele, die sich nicht verschließt ihrem tiefsten Glück. Und ist dies Eine nur: daß Gott sich wiederkennt in jeder Menschenseele, dann ist der Tag erfüllt: des Friedens aller Welt. Wann dies sein wird? — Glaube nur — und alles ist dein.

Drevenack Erich Bockemühl

König Olafs Zweifel

Der Glaube, der um das Jahr 1000 erobernd in die Nordlande vordrang, mußte sich einer starken Umdeutung unterwerfen, wie schon vorher unter den Südgermanen.

Die nordischen Quellen geben davon ein farbiges Bild, besonders die starken Erzählungsströme, die sich um die beiden Olafe zusammenschließen. Im Olafbuch ist das am meisten Sprechende davon durch Beate Bonus auf Grund der Quellen, die ihr von mir vermittelt wurden, in freie Dichtung gegossen worden. Eine der Hauptquellen, die Darstellung Snorris in der Heimskringla — geschrieben etwa zweihundert Jahre nach Olafs des Heiligen Tod — ist in „Thule" bei Diederichs erschienen*). Wenn die Dichtung so viel reicher berührt, so liegt das einerseits daran, daß sie eben keine Chronik ist wie die Heimskringla, und andererseits daran, daß sie sich von der Gesamtsaga hat inspirieren lassen.

Olaf Tryggvason (996—1000), der zuerst Norwegen mit Erfolg christianisierte — „kristete" wäre das dem Quellenausdruck entsprechende Wort — war einer Verbindung aufständischer Jarle mit den Königen von Schweden und Dänemark erlegen. In der blutigen Seeschlacht im Greifswalder Bodden, von der im ersten Band des Isländerbuchs berichtet ist, kam er um; doch ging die Sage, daß er sich unter Wasser gerettet habe und wiederkommen werde. Nach einer dänisch-schwedischen Zwischenherrschaft von fünfzehn Jahren trat ein neuer Olaf von der See her auf norwegischen Boden. Olaf der Breite aus dem alten Königsstamm Harald des Schönhaarigen einte das Land von neuem und nahm auch Olaf Tryggvasons liegen gelassenes Werk der Kristung neu auf. Man nannte ihn nachmals den Heiligen. Er ist der Held des Olafbuchs.

Es handelt sich im Olafbuch um die Art, wie die Germanen den neuen Glauben auffassen, wenn ihr erster Verdacht, daß er zu weichlich für sie sei, überwunden war. „Und da alle guten Dinge Gottes Gaben sind, ist auch die Tapferkeit von Gott in die Brust mutiger Männer gelegt und damit die Freiheit, ihrem eigenen Willen nach gut oder böse zu handeln. Denn der Heiland hat die Kristen zu seinen Söhnen gemacht, aber nicht zu seinen Knechten" heißt es in der Geschichte Thormoa Schwarzbrauensangs (Schwurbrüdersage, Thule, 13. Band).

Es gab mancherlei im neuen Glauben, das den Germanen einleuchten mochte. Auch für sie ja gab es Güter, die nur dadurch erlangt werden konnten, daß man große Güter gewöhnlicher Art dreingab, ein Leben, das nur aufrecht blieb, wenn man des Lebens nicht achtete. In den Tod als in ein großes Licht gehen, diese Stimmung war ihnen vertraut. Ihre Götter selbst hielten es nicht anders. Um Weisheit gaben sie das Auge hin, um Aufrechtbleiben das Leben.

Eben deshalb aber fiel auch wohl leicht zurück, wer diesen todbereiten Göttern einst gedient hatte; und selbst wer dem neuen Glauben seinen ganzen Lebenswillen gewidmet hatte, fand sich oft das Herz von schweren Zweifeln berührt.

Hiervon handeln ein paar Stücke, die wir als Probe aus dem Olafbuch geben, das im Verlag von Thienemann-Stuttgart zu Weihnachten erscheint**). Arthur Bonus

*) Angezeigt Nr. 48/9 Sp. 929. D H

**) Inzwischen erschienen. Es steht unser Doppelname drauf. Mein Anteil besteht aber nur in der Anfuhr des Stoffes, Erschließung der Quellen. Die Dichtung selbst gehört ganz allein meiner Frau an. Das Buch erscheint mir als schönste Frucht meiner isländischen Arbeit. Es ist nun etwas von dem da in aller Stille gewachsen, was ich mir einst als eine wissenschaftlich zu erhebende Arbeit dachte, zu der ich anregen wollte; derweil wuchs es als Dichtung. Die Darstellung des Übergangs vom Edda- zum Christusglauben. Ein Jugendbuch in dem Sinne, daß es für die reifere Jugend verständlich ist, in keinem andern. A B

Nach diesem Winter wollte König Olaf seine Fahrt in die Upplande richten, wo ein Herrscher nicht jährlich hinkommt, sondern die Klein-Könige und die Bauern ihr Wesen haben nach ihrer Weise und Niemand ihnen dazwischen redet.

Nie hatten die Wälder einen solchen Zug gesehen, wie den, mit dem Olaf geritten kam. Aber je weiter er durch die Wildnisse drang, je deutlicher spürte er, daß er auf feindlichem Gebiet war, und daß er aller seiner Mannhaftigkeit bedürfte, wenn er den neuen Gott in diese Wälder trüge. Die Hofstellen wurden immer seltener, dafür tauchten Opfersteine auf. Von den Christenpriestern, die bis hier hinauf gekommen waren, war nirgend eine Spur geblieben, das Taufwasser war schnell verflogen, hier wo Thors Atem im Walde ging, wo es rings von Bächen und Wasserfällen tönte, und die Asinnen bei Nacht an den Wasserstrahlen niederstiegen, wenn sie ihr Leinen zum Bleichen auf die Waldwiesen trugen.

Olaf machte sich fest, um ihnen allen zu widerstehen. Wenn nur einen Atemzug lang das Wanken ihn überschliche, würden sie nach seinem Herzen greifen, wie durch einen löcherigen Schild, denn die vor ihm seines Geschlechts gewesen waren, gehörten ihnen zu.

König Olaf ließ sich in jeder Frühe die Messe lesen und sich die Tafel bringen mit dem Bilde des Krist, wo Drachen und Teufel ihm unter den Füßen liegen und seine erwählten Krieger um ihn stehen. Er ließ die Bauern vor sich kommen und redete mit ihnen vom Krist. Die Götzen sollten sie sein lassen, sonst würde er sie mit harten Strafen treffen. Denn wie der Krist die Drachen und Teufel bekämpfte, so wollte er ohne Erbarmen die verfolgen, die von den Götzen nicht ließen. ...

*

Einmal, als König Olaf unter den Decken lag und des Schlafes harrte, kam ein Mann herein und setzte sich zu ihm auf den Bettrand. Die Kerze gab halbes Licht. Ob der Mann Waffen trug unter dem Mantel, konnte man nicht sehen, auch sein Gesicht unter dem niederhängenden Hut nicht erkennen.

Olaf wunderte sich, wo die Wächter geblieben wären, und rief sie mit Namen.

Aber der Mann lächelte unter seinem Hut: „Nun ist Olaf der Breite ängstlich um sein Leben“ sagte er.

„Den Tod zu fürchten ist ein unsinniges Ding“ antwortete Olaf. „Oder welcher Narr wollte mir das Leben geben, wenn mir der Tod bestimmt ist. — Doch will ich, daß sie fest stehen, wo ich sie hingestellt habe.“

„Man weiß, daß König Olaf strenge ist.“

„Ein Strom, der stark fließen will, muß seine Wasser zusammenhalten“ antwortete Olaf.

„Du hast recht“ sprach der Mann. „Da du aber weise bist, sage mir, darf der Strom sein altes Bett verlassen und sich ein neues suchen, wenn er stark fließen will?“

„Wer will es ihm wehren?“ erwiderte der König. „Aber er wird lange brauchen, bis er sich ein neues gräbt.“

„Mit Worten bist du weise“ sagte der Gast, „mit Taten weniger, denn die Götter, die von Urvätern her in diesen Bergen gewaltig sind, verlässest du und gehst einem neuen nach, den du nicht erprobt hast ...“

König Olaf sah ihn scharf an: „Wenn du Odin, der Allwisser bist, so sage mir, wer mein Glück gebunden hält, damit ich es löse ...!“

Aber der Gast war weg und Olaf frug vergeblich, wo er hingegangen wäre, denn es hatte ihn Niemand gesehen.

Der König stand auf und schickte nach dem Bischof mitten in der Nacht. „Kann das sein, ehrwürdiger Vater“ frug er, „daß ein Kristenmann sich versündigt, während er nicht weiß, ob er wach ist oder im Schlaf?“

„Es kann sein, daß ein Mann im Schlaf aufdeckt, wovon sein Mund im Wachen schweigt“ antwortete der Bischof.

Der König zeigte eine düstere Stirn in diesen Tagen.

Es geschah an einem Abend, daß man in der Zelthalle saß, und es war Feiertag. König Olaf war in tiefen Gedanken, und da er sein Messer in Händen hielt, geschah es, daß er Spähne von der Tischplatte schnitzte und nicht an den Feiertag dachte.

Das Gefolge verstummte. Sie sahen mit Sorge seinem Tun zu und Keiner wagte, ihn aus seinen Gedanken aufzustören. Aber ein junger Knabe, der die Schüsseln trug, erhob die helle Stimme und sprach: „Morgen ist Werktag!“

Da schaute der König auf und erkannte, daß er gegen die Weisungen der Kirche verstoßen hatte. Er hieß den Knaben eine Kerze bringen, sammelte die Spähne und zündete sie an. So hielt er sie in seiner hohlen Hand, bis sie zu Asche verbrannt waren.

Alle, die in der Halle saßen, erstarrten, indes der Geruch von versengtem Fleisch aus der Königshand aufstieg. Es befiel sie Entsetzen vor dem Gott, dem Olaf mit solcher Strenge diente.

*

Sighvat, der bei dem König schlief, nahm wahr, wie Olaf in dieser Nacht voller Unruhe lag. Auch hörte er ihn schwer atmen, wie einen, den der Alb drückt. Er wagte nicht gegen das Gebot zu tun und ihn zu wecken. Aber mitten in der Nacht rief Olaf ihn zu sich: „Setze dich her zu mir, Sighvat, ich will dir meinen Traum erzählen.“

Und er begann. Er hatte an einem Abgrund gestanden. Drüben, jenseits in großer Ferne sah er Etwas aufragen wie einen Baum, der überflocht mit seinem Gezweig das Himmelsgewölbe und sein Stamm stieg aus großer Tiefe auf, wo des Königs Augen nicht hinreichen konnten.

Als er noch stand und schaute, kam eine Gefolgschaft an ihm vorüber. Männer und Frauen, die schienen ihm bedeutend in ihrer Haltung, Fürsten gleich, die nach Niemand zu fragen brauchen und dennoch ohne Übermut. Sie gingen in dem Sonnenstreifen, der durch das Dämmer fiel, und als sie den Rand der Klippe erreicht hatten, schritten sie auf der Lichtbahn weiter wie auf einem Steg.

Der Letzte im Zug wandte sich zu Olaf um. Da schritt der König rasch hinzu und frug: „Wer sind diese und wer ist ihr Führer? Er ist noch wenig bei Jahren, dennoch scheint mir, ich sah noch nie einen, der an Würde und gebietendem Wesen ihm gleich kam.“

„Nach dem fragst du, dem die Sterne aus der Handfläche entsprungen sind und das Meer unter seinen Sohlen? der die Sonne in den Kleiderfalten hielt, ehe er sie am Himmel befestigte?“ —

König Olaf fühlte seine Arme herabsinken und seine Knie sich zu Boden neigen.

„Der Allmächtige sagst du, der Krist?“

„So hieß er, als er auf Erden einer von euch war.“

„Ich will hin, daß meine Augen ihn recht sehen!“

„Sein Weg geht zur Weltesche und führt wohl wieder vorbei.“ —

„Kommt er bald zurück?“

„Wenn er geschieden hat, wer von den Menschen zu ihm gehört und wer nicht.“

„Was aber sagt ihm der Baum, daß er sich mit ihm zu besprechen geht?“ —

„Jeder Geborene hat sein Reis in der Krone. Wer von des Schöpfers Art ist, der treibt den Saft aus seinem Zweig zu den untersten Wurzeln hinunter und wieder aufwärts bis in die Wipfel. Davon grünt der Baum und breitet sich aus.“

Der Mann wandte sich und eilte den Andern nach. Olaf bereitete sich, auf ihre Rückkehr zu warten, und lehnte

sich gegen den Felsen. Wie ihm geschehen war, wußte er nicht. Er wußte auch nicht, ob sie Jahre verweilt hatten oder eine kurze Spanne. Als er die Augen aufhob, waren sie wieder an ihm vorüber. Aber den, der ihm vorhin Rede gestanden hatte, ergriff er noch am wehenden Mantel: „Sahst du Olaf des Breiten Zweig, des Königs von Norwegen?“

„Ich sah den Krist König Olafs Zweig niederbiegen, aber ich sah den Ast nicht aufschnellen, als er ihn fahren ließ.“

„Was gibst du dem für einen Sinn?“

„Er knarrte im Holz. Sein Saft reicht nicht hin und nicht her. Wenn der Krist wiederkommt, schlägt er ihn ab, meine ich.“ —

Der Mann wandte sich und schritt zu, damit er den Zug wieder einholte. Als er um die Waldecke gebogen war, warf sich Olaf nieder und schlug Hände und Antlitz in den Grund. — So war er erwacht und hatte nach Sighvat gerufen.

Olaf schwieg, und der Isländer saß stille auf seinem Bettrand.

„Warum schweigst du, Sighvat?“

„Ich suche den Sinn, Herr!“

„Der Krist hat Augen, die können sehen. Ich borgte mir seinen Namen und wollte mich selber groß machen. Dem wollte ich Gefolgschaft leisten, von dem mir die größere Macht kam.“

„Von Odin hast du sie nicht genommen, Herr!“

„Ich sah, daß der Krist der Gewaltigere war.“

Sie schwiegen wieder beide. Sighvat hörte des Königs Atem schwer gehen, wie da, als er schlief.

„Nun weiß ich, daß ich nach Jorsalaheim auf die Fahrt gehe“ sagte Olaf.

„So laß es uns tun, damit du dich dem Krist neu verbündest. Aber danach komme und gewinne ihm das Land Wolgaria, das Jarisleif und Ingigerd dir geben wollen. Den Zug nach Jorsalaheim werden sie dir mit Rossen und Waffen königlich ausrüsten.“

„Ich will nicht mit Rossen und Waffen königlich ausziehen, sondern geschoren als Mönch.“ —

Olaf streckte die Hand nach dem Schwertgriff aus, denn die Waffen hingen ihm zu Häupten. Aber Sighvat warf sich über den König und umfaßte noch vor ihm den Kreuzgriff. Er schwur, daß er sich auf dem Wege nach Jerusalem finden wollte, ehe der dritte Tag um wäre, von dieser Stunde an gerechnet. Dort wollte er am Grabe des Krist für König Olaf beten: „Du aber, Herr, sollst hier bleiben und das Königreich gründen, das Jarisleif und Ingigerd dir geben wollen.“ —

Als Sighvat sich aufrichtete, sah er, daß König Olaf wieder in Schlaf gesunken war. Doch schien sein Traum nicht leichter als der erste.

Olaf träumte und sah den nämlichen Weg wie zuvor, und noch immer lag er auf dem Antlitz und seine Hände gruben sich in den Staub. Da hörte er Schritte hinter sich. Er wandte ein wenig das Haupt, um zu sehen, wer gekommen wäre, ihn in seinem Gram zu stören.

Die vorübergingen, waren an Händen oder Füßen Verstümmelte. Manchen fehlte ein Auge und Andere waren auf beiden geblendet. Viele waren darunter, die bettelten. Sie trugen den weißen Stab in der Hand, das geschälte Holz zum Zeichen ihrer Dürftigkeit. Der Bauer auf Eggja ging mit im Zuge stolzen Ganges, aber er trug den Kopf im Arm und tastete sich suchend vorwärts. Sigrid, Erlings Schwester, die Freigiebige, war da. Hatte er nicht gehört, daß sie tot wäre? Und hier schritt sie unter den Andern vorüber? Sie kamen an einem Hügel vorbei, da ging sie vom Wege ab und pochte, bis Asbjörn Seehundtöter hervorkam, ihr Sohn, mit der Speerwunde. Sie winkte ihm und faßte ihn bei der Hand. Zusammen schlossen sie sich den Andern an. Alf kam mit dem Goldring am Arm, den Knut der Mächtige ihm gegeben hatte. Er trug den Strick um den Hals, und der Ast schleppte nach, an den er war gehängt worden; das schwere Holz sprang von den Steinen am Weg auf.

„Laßt uns eilen“ sprach der Bauer von Eggja. „Ist einer, der mich bei der Hand führt? Wir wollen zu den Opferstätten, denn jetzt ist es Zeit, die alten Götter wieder zur Herrschaft zu bringen.“ — Und im ganzen Zug schritten die Füße rascher zu.

Aber König Hroreks Stimme erhob sich und sein Mund lachte unter den leeren Augen: „Um der Macht willen hat Olaf der Breite sich zum weißen Krist geschlagen. Wer weiß, vielleicht ist er nun selber auf der Suche nach Odin. Niemand, auch von den Sehenden, hat ihn mehr gesehen.“

Sie gingen vorüber, da trat einer zu Olaf heran. Er war von sehr hoher Gestalt und sein Gewand rauschte, als wenn es schwer von Wasser wäre, und es war ein Hauch um ihn wie vom Meer. Da erkannte der König, daß es Olaf Tryggvason war.

„Steh auf, Gesippe“ sprach er, „daß du vor Nacht noch Herberge findest. Wenn es tagt, sollen sie dich wieder auf deinem Posten finden, wie ehedem, denn sie meinen, du seiest abgefallen.“

„Niemand von ihnen wird mich wiedersehen, aber im heiligen Lande gibt es Orte, die sich für Büßer schicken.“

„Was willst du büßen und wem?“

Da richtete Olaf der Breite sich empor, daß er auf Knieen stand, und hob die Hände voll großer Trauer: „Mannesbuße für Erschlagene, Buße für Raub, Brand und entwandtes Eigentum und Buße für gebrochenen Schwur.“

„So schuldig bist du, Gesippe?“ —

König Olaf der Breite nickte und beide Könige folgten mit den Augen dem Zug der Vorübergegangenen.

„Welcher ist der, dem du den Schwur gebrochen hast“ frug Olaf Tryggvason.

„Er ging früher vorüber, ich weiß nicht, ob du ihn sahst.“ —

„Der Allmächtige, der Krist?“ —

„Ich gelobte ihm alles Land, darin er mir das Königtum gebe.“

„Auf denn, Gesippe, sei hurtig, daß er dich am Werke findet.“

„Jetzt ist es zu spät, ich habe nur für mich selber gebaut, nun zöge ich ihn mit unter die Trümmer, weil das Haus zusammenbricht. Ich bin glücklos geworden.“

„Was fragst du nach Glück oder Unglück, als wenn das deine Sorge wäre? Hast du gehört, daß Hrolf Hagerholz danach frug, als Hjalti ihn zum letzten Kampf vor die Burg rief? oder der Krist, als er sich auflud, was ihm oblag, und die Wasser des Todes durchschwamm?“ —

Sighvat sah, daß Olaf die Augen auftat und ein Lächeln erschien auf des Königs Antlitz, das deuchte dem Isländer schöner als eines Kindes Lachen.

„Nun weiß ich“ sprach Olaf, „daß ich heim fahre nach Norwegen und den Kampf aufnehme.“

Sighvat senkte das Haupt. „So soll der Krist das Opfer dir zugute rechnen, daß ich nun nicht mit darf.“

Heppenheim a. d. B. **Beate Bonus**

Unsere Pflicht zur Kirchenpolitik

1

In unserem Kreise wird es gestattet sein, mit einer Erinnerung persönlicher Dankbarkeit zu beginnen. Bei der letzten Eisenacher Versammlung der Freunde der Christlichen Welt vor dem Krieg und der Revolution, im Jahr 1913, hielt unser verehrter Führer, mein väterlicher Freund, D. Rade, einen Vortrag mit dem Thema: „Unsere Pflicht zur Politik.“ *) Dieser machte auf mich um

*) Jetzt bei Friedrich Jansa, Neudietendorf. — Der hier abgedruckte Vortrag wurde am 3. 10. d. J. bei der mit der

so stärkeren Eindruck, als ich zu denen gehörte, die der praktischen Politik Rades in jener Zeit mit schweren Bedenken gegenüberstanden. Die Motive aber, mit denen er — nicht seine konkrete Politik, sondern — seine politische Aktivität an sich begründete, waren überzeugend, um nicht zu sagen: beschämend. Sie machten alle Einwände und Ausflüchte etwa der Art wie: „Ja, das kommt, wenn Dilettanten Politik treiben“ oder ähnlich, verstummen; jede Kritik, die nicht aus denselben guten Gründen für eine bessere Politik eintrat, verlor ihr Recht und wurde zum Vorwurf gegen ihren Urheber. Ich streite nicht, ob das, was wir seither erlebten, Rades Politik bewährt oder gerichtet hat; unstreitig hat es seinen Appell an die Pflicht zur Politik zur erfüllten Prophetie erhoben. Meine Aufgabe ist heute keine andere als in genau demselben Sinn über das Thema zu sprechen: „Unsere Pflicht zur Kirchenpolitik.“ Nicht die konkrete, praktische Kirchenpolitik, die ich mit meinen kirchenpolitischen Freunden seit Jahresfrist in der altpreußischen Kirchenversammlung gemacht habe, will ich verteidigen, so wenig ich mich ihrer Erörterung entziehen will, falls sie beliebt wird; zunächst beziehe ich mich auf sie nur beiläufig und beispielsweise. Unsere Pflicht zur Kirchenpolitik überhaupt ist es, die anerkannt werden muß, ehe unsere Pflicht in der Kirchenpolitik erkannt werden kann. Und wenn Rade seinem Vortrag, den ich nun nochmals gelesen habe, das feine und scharfe Wort Bluntschlis voranstellte: „Die gebildeten Deutschen sind noch zu wenig gebildet für Politik, das hat die Erfahrung gezeigt“ — so wage ich nichts weniger als den Satz: „Unsere frommen evangelischen Christen sind noch zu wenig fromm zur Kirchenpolitik, das hat die Erfahrung gezeigt.“

Es ist gewiß nicht überflüssig, diesen Satz zu erhärten. Kein Geringerer als Rade selbst hat in dem eben erwähnten Vortrag (S. 13) gesagt: „In die Kirchenpolitik hinein rufe ich Sie nicht!“ Und in dem temperamentvollen Subjektivismus, den wir an ihm kennen, fügt eine Anmerkung des Druckes (S. 39) hinzu: „Ich hasse die Kirchenpolitik. Nämlich so, wie sie von der Kirche aus und auf dem Boden der Kirche von den kirchlichen Parteien getrieben wird. Diese Kirchenpolitik ist ein Schlag ins Gesicht des Christentums. Ich bin niemals mehr in Gefahr, an der inneren Kraft des Christentums irre zu werden, als wenn ich Kirchenzeitungen lese; deshalb lese ich sie möglichst wenig. Aber wenn man die Mächte kennen lernen will, welche die Kirchenpolitik machen, muß man sie kennen.“ Ich habe diese Sätze schon damals als eine große Inkonsequenz empfunden, wovon das Einzelne, was in ihnen sehr richtig gesagt ist, natürlich nicht berührt wird. Ich sehe nicht, wie man die Pflicht zur Politik behaupten und die zur Kirchenpolitik leugnen kann. Ist die letztere, wie sie getrieben wird, widerwärtig und zuweilen infam, die erstere ist es doch wahrlich nicht weniger; und könnte die Politik viel anständiger gemacht werden, als es geschieht, so könnte es die Kirchenpolitik erst recht. (Gern bezeuge auch ich bei dieser Gelegenheit, daß der Ton der Berliner Verhandlungen christliche Würde kaum je vermissen ließ und herzliche Gemeinschaft auch zwischen Gegnern mehrfach bekundete.) Wenn sich einmal jemand — war es Ritschl? — die Hölle als ein Lesezimmer mit Kirchenzeitungen vorgestellt hat, so kann es unsere Pflicht sein, auch hierin ad infernum zu resignieren, Gottes Willen auch in der Hölle zu preisen. — Oder liegt hier keine Inkonsequenz vor? Sind Staat und Kirche so generell verschieden, daß die Politik Pflicht und die Kirchenpolitik Sünde ist, ein Stück politischer Infektion in der unpolitischen, überpolitischen Welt der Kirche? Das ist wohl die Frage, über die wir uns letztlich verständigen müssen. Was ich dazu zu sagen habe, konnte ich nicht in langem, stillem Denken erwägen und gestalten, wie ich es gern getan haben und wie es der guten Tradition unserer Versammlungen entsprechen würde. Ich kann auch nicht, wie es erwünscht und förderlich wäre, zunächst eine Übersicht über die Literatur, über die Bemühungen Anderer um unseren Gegenstand bieten. Seit langen Wochen bin ich von meinen Büchern getrennt und bis in die letzten Tage hinein den geistig applanierenden Wirkungen ununterbrochener synodaler Verhandlungen ausgesetzt. Ich kann daher nur — zur Einleitung einer Diskussion — in ein paar Sätzen umschreiben, was mir die Pflicht zur Kirchenpolitik insoweit zu begründen scheint, als die Religion selbst Volkssache ist, politischen Charakter hat, — politisch hier im allgemeinen Sinn des Wortes genommen, so daß dafür ebensogut gesetzt werden könnte: ethisch oder sozial oder kulturell. Es ließe sich auch sagen: die Funktion der Kirchenbildung ist der Religion wesentlich, sofern diese sich erst in ihr verwirklicht, der Anteil an dieser Funktion daher religiöse Pflicht. Mit Zinzendorf zu reden: „ich statuiere kein Christentum ohne Gemeinschaft“ oder mit Ritschl: „Christentum ist Sitte und nicht leere Aufgeregtheit.“ Doch möchte ich jeden Schein einer petitio principii vermeiden und deshalb nicht von dem Begriff der Religion, der umstritten ist, sondern von dem der Kirchenpolitik ausgehen, über dessen Bestimmung wir leicht einig werden können.

2

Wir verstehen unter Politik die Kunst (und in zweiter Linie die Lehre von der Kunst), eine Gesellschaftsbildung zu leiten oder ihre Leitung zu beeinflussen — sei es im Sinn ihres eigenen Zwecks, zu dessen Diener sich der Leitende macht, sei es im Sinn eines anderen, vom Leitenden gewählten Zweckes, dem er die betreffende Gesellschaftsbildung, die Macht ihres Gesamtheits- oder Mehrheitswillens, dienstbar machen will. Politik im engeren, gewöhnlichen Sinn des Wortes, also Staatskunst, ist demnach die Kunst der Staatsleitung, sei es daß man dabei dem Staat dienen, sei es daß man sich dabei des Staates — etwa in Verfolgung wirtschaftlicher Interessen oder persönlichen Ehrgeizes — bedienen will. Beides ist in der Praxis nicht so scharf zu scheiden wie in der Theorie, im Handeln nicht so auseinanderzuhalten wie in der Gesinnung. Denn wer dem Staat dienen will, muß danach streben, ihn zu beherrschen; man erinnere sich in diesem Zusammenhang des feinen Wortes Augustins, daß zuweilen mehr Geduld dazu gehört, das Befehlen auszuhalten als das Gehorchen. Und wer sich des Staates bedienen will, muß danach streben, ihn zu erhalten und die Henne, die ihm goldene Eier legen soll, nicht zu schlachten. In allen politischen Parteien verbinden sich deshalb bestimmte Staatsideen und private Interessen in fließenden Übergängen und verwickelten Beziehungen. Ebenso ist Kirchenpolitik die Kunst der Kirchenleitung, wiederum entweder im Sinn des Dienstes an der Kirche oder der Herrschaft über sie und wiederum beides in Verbindung miteinander.

Es ist ein unendlich weites, sehr verwickeltes Gebiet, das von der Kirchenpolitik umspannt wird. An Viererlei hat man wesentlich zu denken, wenn man es zu überschauen versuchen will. Kirchenpolitik ist zunächst ein Teil der allgemeinen Politik, nämlich die staatspolitische Behandlung der inner- oder überstaatlichen Gesellschaftsbildung Kirche. Für den Staatspolitiker sind Kirchen eine Größe, an deren Eigenzwecken er als solcher kein unmittelbares Interesse hat. Vielmehr ist es seine Aufgabe, diese Größen so zu behandeln, daß sie den Staat nicht stören oder schädigen, daß sie ihm womöglich dienen. Dazu gehört Verständnis für die Lebensformen und die Bedürfnisse der Kirchen, genau so wie etwa für die auswärtige

Tagung des Bundes für Gegenwartchristentum verbundenen Jahresversammlung des Verbandes des freien Protestantismus gehalten. Bei der Niederschrift für den Druck konnte der Bericht über die Berliner Verfassungsverhandlungen mit Rücksicht auf den Artikel von W. Geibel in Nr. 42/43 „Nach der Entscheidung“, dem ja auch noch eine Fortsetzung folgen wird, ausgeschieden werden.

Politik Verständnis der fremden Nationen nötig und förderlich ist. Das Verständnis kann in beiden Fällen nicht umfassend und tief genug sein, darf aber nicht in Vertretung der staatsfremden Interessen umschlagen. Das Problem staatlicher Kirchenpolitik ist dies: Wieviel Freiheit der Kirche erträgt, wieviel Herrschaft über die Kirche braucht der Staat? Über diese Frage wäre viel zu sagen, gerade jetzt wo die (vielleicht allzu stark von dem Eindruck der Episode Adolf Hoffmann mitbestimmten) Artikel 135 ff. der neuen Reichsverfassung mehr Rätsel aufgeben als Wege zeigen, und unsere innerpolitische Lage das kirchenpolitische Problem in der Gestalt des konfessionspolitischen mit an die erste Stelle rückt. Aber für diesmal soll von der Pflicht der Staatsmänner zur Kirchenpolitik und von unserer staatsbürgerlichen Pflicht dazu nicht geredet werden.

Kirchenpolitik ist sodann die Politik der Kirche im Staat und gegenüber dem Staat, also gleichsam das Gegenspiel zur eben berührten Kirchenpolitik des Staates, die Lösung des Problems: Wieviel Staatsherrschaft und wieviel Freiheit braucht und erträgt die Kirche? Auch hierüber wäre in einer Zeit, wo das gedankenlose Schlagwort von der Trennung von Staat und Kirche übersehen läßt, daß es stets gilt eine unlösbare Verbindung zwischen beiden sachgemäß zu organisieren, viel zu sagen. Die evangelischen Kirchenmänner müssen es ganz anders lernen, an allen Stellen der staatspolitischen Organisation ihre Interessen in aktiver Wirksamkeit zu vertreten. Gegen Politik hilft nur Politik und nicht Politiklosigkeit. Doch auch davon wollen wir jetzt nicht handeln.

Nur ein Doppeltes darf, ehe wir den Kreis der Kirchenpolitik weiter umschreiben, zu ihren beiden eben erwähnten Anwendungen kurz hinzugefügt werden, weil seine Verkennung heute eine verhängnisvolle Rolle spielt. Die Beziehungen von Staats- und Kirchenpolitik haben erstlich keineswegs zur Folge, daß sich politische und kirchenpolitische Parteibildungen irgendwie decken. Beide sind vielmehr durchaus geschieden zu halten. Wir dürfen die Kirche nicht in den Dienst der politischen Reaktion der Gegenwart (über deren Recht mit diesem nur der Kürze halber gebrauchten Ausdruck nichts gesagt sein soll), also der im leider üblich gewordenen Parteisinn des Wortes nationalen Politik stellen und sie ebensowenig zum Mittel oder Schrittmacher politischer Demokratisierung oder Sozialisierung machen. Daß jenes weithin geschieht, dieses in symptomatisch bedenklicher Weise erstrebt wird, ist bekannt. Bei den Wahlen zur preußischen Kirchenversammlung oder den ihnen zugrunde liegenden Neuwahlen der Gemeindekörperschaften fiel mehr als einmal die bezeichnende Frage: Welches ist die nationale Liste? oder die gleichgeartete Äußerung: Heute kann man doch bei keiner Wahl rechts genug stimmen. Andererseits begegnete es z. B. mir, daß gegen meine Wahl von manchen geltend gemacht wurde, ich sei Sozialdemokrat (ich bin es, nebenbei, nicht), und Andere werden der meinen Namen tragenden Liste gerade deshalb ihre Stimmen gegeben haben. Verständige und kirchlich gesinnte Sozialisten kämpfen zusammen mit unsereinem gegen Bestrebungen, Kirche und Christentum für die Sozialdemokratie in Beschlag zu nehmen. Parteibildungen in Staat und Kirche sind entsprechend den verschiedenen Bestimmungen beider von einander unabhängig, und müssen es nach der Zurückziehung der Staatsgewalt aus dem innerkirchlichen Leben immer mehr werden. Dazu kommt ein Anderes. Die Verschiedenheit kirchlicher und staatlicher Interessen darf niemals dahin führen, daß in der evangelischen Kirche eine staatsfeindliche Einstellung Raum findet und parteibildend wirkt, daß der katholische Begriff der Kirchenfreiheit von uns übernommen wird. Wir haben in unserer gegenwärtigen Krise eine Erneuerung donatistischer Verirrungen auch in diesem Sinn zu beklagen (auf gewisse Kreise der Kirche und der Kirchenversammlung wirkt die Erwähnung des Staates förmlich wie ein rotes Tuch), die den ohnehin schweren Kampf der Kirche um ihre Existenz nur belasten kann — denn der angegriffene, seinerseits auch ohnehin schwerringende Staat wehrt sich natürlich — und mit der evangelischen, der religiösen Achtung vor dem Träger des Rechts unvereinbar ist. Bekannte Worte Luthers über die Fürsten zeigen, wie er zwischen Staat und Regierenden zu unterscheiden wußte, und wenn wir es bisher nicht so wie er getan haben, so sollten wir es nun von ihm lernen. Seine Äußerungen über den Staat der Römer und der Türken, sowie über katholische Obrigkeiten versperren die übliche Ausflucht, daß seine Stellung zum Staat nicht für den konfessionslosen Staat in Anspruch genommen werden kann —, ganz abgesehen davon, daß unser Staat christlicher und protestantischer ist, als er es selbst weiß.

Ein drittes Gebiet der Kirchenpolitik, auf das ebenfalls jetzt nicht eingegangen werden soll, ist die Politik unter den Kirchen, die Politik einer Kirche gegenüber anderen, mit denen sie gemeinsame oder gegensätzliche, richtiger: gemeinsame und gegensätzliche Interessen hat (denn es handelt sich stets um beides). Anlaß und Gegenstand dieses Vortrages ist jedoch das vierte Betätigungsgebiet der Kirchenpolitik: die innere Kirchenpolitik, die Politik innerhalb der Kirche, deren Glieder wir sind, die Kunst, die verfassungsmäßigen Lebensformen unserer Kirche im Sinn unserer kirchlichen Ziele zu benutzen und zu entwickeln. Ihr Problem ist dies: Wieviel Freiheit erträgt und wieviel Freiheit erfordert die Einheit der Kirche? wieviel Freiheit der einzelnen Glieder, der Gemeinden, der Kirchenprovinzen, der Landeskirchen? Zersetzung von der einen, Erstarrung von der anderen Seite bedrohen die Kirche, und die richtige Spannung zwischen den Polen der Einheit und der Freiheit wird verfehlt.

Um hier die rechte Bahn zu leiten, gilt es am Verfassungsleben teilzunehmen, das Wahlrecht als Wahlpflicht aufzufassen, kirchliche Wahlämter in Körperschaften und Synoden zu übernehmen, kirchliche Parteien zu bilden, zu stützen, zu bekämpfen. Es handelt sich dabei wie überall im wirklichen Leben zumeist um Dinge, die für sich betrachtet klein zu sein und zur Religion nur sehr mittelbar in Beziehung zu stehen scheinen. Ein wie geringer Teil der Zeit und Arbeit in der altpreußischen Kirchenversammlung war dem Bekenntnisstreit gewidmet, der das öffentliche Interesse (soweit von einem solchen — leider — überhaupt gesprochen werden kann) fast allein beherrschte! Aber in diesen großen Fragen mitzuwirken hat nur der das Recht und die Möglichkeit, der die Kleinarbeit an den anderen nicht verachtet, sondern an ihnen die Religion übt, die er bekennt. „Die Treue im Kleinen ist das Ausmaß der Treue im Großen" sagte einmal fein der Präsident der Kirchenversammlung, D. Reinhard. Unsere Gattinnen und Mütter teilen mit uns alles Größte und Schwerste des Lebens gerade deshalb, weil sie sich nicht zu gut finden, täglich den Tisch zu decken und das Bett zu richten. Auch die Kirche lebt nicht vom Wort allein, wie diejenigen meinen, die ihr Brot von der Arbeit Anderer essen, ohne zu danken.

Selbstverständlich sind die eben angedeuteten Mittel nicht die einzigen, durch welche man das kirchliche und mit ihm das religiöse Leben beeinflussen kann; man übt solchen Einfluß und treibt so eine gleichsam unbewußte Kirchenpolitik durch die Ausbildung und Auswirkung der eigenen religiösen Persönlichkeit, durch häusliche Frömmigkeitspflege und religiöse Erziehung, durch geistlichen Dienst an der eigenen Gemeinde, durch Predigten, Vorträge, Artikel, Bücher, also durch sogenannte geistige Mittel. Wenn man aus der Betätigung auf die Schätzung schließen darf, so schätzen wir diese unbewußte Kirchenpolitik unendlich hoch und erwarten von ihr nicht nur das Beste, sondern fast alles; die literarischen Ereignisse jagen sich auch noch in diesen Tagen der Papiernot, und die

Propheten drängen sich in unserem Geschlecht. Die eigentliche Kirchenpolitik aber, die Teilnahme am Verfassungsleben der Kirche, schätzen wir augenscheinlich gering und erwarten von ihr wenig. Ich besinne mich nicht, daß davon in den paränetischen Teilen unserer Predigten geredet, in Zeitungen und Zeitschriften darüber unterrichtet und dazu gemahnt würde. Während mancher unter uns sich vorwirft, dies neue Buch, jenen aufsehenerregenden Artikel nicht gelesen zu haben, kommt er nicht auf den Gedanken, in den Körperschaften seiner Gemeinde mitzuwirken, an Synoden teilzunehmen, einer kirchlichen Partei sich anzuschließen, für sie zu werben und zu opfern, die kirchliche Presse zu lesen und zu unterstützen. An unseren theologischen Fakultäten treibt man unendlich vieles und gewiß in seiner Weise Wichtiges und Wertvolles. Aber Kirchenrecht, eine Grundlage der Kirchenpolitik, treibt man an ihnen nicht; die Elemente juristischer Begriffe rechnet man nicht zu den Erfordernissen allgemeiner theologischer Bildung, anders als etwa neuerdings die Grundbegriffe der Medizin. Kirchengeschichte, ebenfalls eine Grundlage der Kirchenpolitik, wird stets zuerst genannt, wenn bei den Erörterungen über Reform des theologischen Studiums durch Abstriche am bisherigen Stoff Raum für Allerneuestes gesucht wird. In welcher veröffentlichten neueren Dogmatik gibt es ein ausreichendes Kapitel über die Kirche? Welche Religionsphilosophie fühlt sich verpflichtet zu berücksichtigen, daß Religion als Kirche gegeben ist, und daß eine Philosophie der Religion deshalb eine Philosophie der Kirche und der Kirchengeschichte sein müßte? Ich will Beweise für die im modernen Protestantismus, gerade auch seiner freieren Richtung, verbreitete Gleichgültigkeit gegen die Kirche und die Kirchenpolitik nicht häufen. Die Tatsache wird nicht bestritten werden und dokumentiert sich ja einfach darin, daß unsere Freunde in den kirchlichen Verfassungskörpern im ganzen eine bedeutungslose Minderheit sind. Was sind die Ursachen, was die Wirkungen dieser Tatsache?

3

Ursachen unserer kirchenpolitischen Untätigkeit sind, soviel ich sehe, unser Idealismus, Individualismus und Enthusiasmus, und des letzteren Perversion, der Quietismus — alles dies natürlich in gewissen Überspannungen. Indem ich sie kritisiere, sage ich nichts gegen diese Einstellungen in ihren berechtigten Grenzen, sondern führe sie nur darauf zurück. Ich darf bitten, dies bei den folgenden Ausführungen, die sich gegenüber höchst verwickelten Zusammenhängen auf Andeutungen beschränken müssen, sich stets gegenwärtig zu halten.

Wir leiden — es ist dies wohl ein Nationalfehler — an einer Überschätzung der Idee und einer Unterschätzung der Aktion. Ich meine damit, daß wir geneigt sind, uns die Wirklichkeit als ein dialektisches System vorzustellen, das mit begrifflichen Unterscheidungen zu bewältigen ist, daß wir richtiges Urteilen schon für erfolgreiches Handeln halten. Beispiele werden schneller und besser als Umschreibungen zur Klarheit führen; die Auswahl sei auf das religiöse Gebiet beschränkt. Alle Jahre einmal wird das Wesen Gottes neu entdeckt und als der Gegensatz zu allem, was Welt ist, beschrieben. Zur Zeit ist dafür die Formel des „Ganz Anderen“ besonders beliebt. Da es nun die Religion mit Gott, nur mit Gott, zu tun hat, so wird flugs der Schluß gezogen, daß sie es folgerichtig mit der Welt nicht zu tun haben könne, daß sie die ständige Krisis der Kultur sei, oder ähnlich. Daß dieser Gott die Welt geschaffen hat, wie wir zu glauben gelehrt worden sind, und sie regiert, worauf unsere Hoffnung beruht, — daß es die Religion nicht mit seinem unerforschlichen Wesen (über das mit dem „Ganz Anderen“ ohnehin nicht viel gesagt ist), sondern seinem offenbarten Willen zu tun hat, — daß sie, eben weil es ihr um Gott geht, dessen Wesen Allmacht ist, mit Allem zu tun hat, wird bekannter Bibelworte ungeachtet vor lauter religiösem Eifer nicht bemerkt. Die Erlösung wird zur Erkenntnis verflüchtigt, die Seelsorge von der Predigt verdrängt. Was hier weiter zu sagen wäre, hat Erich Foerster im vorigen Jahr in seinem Vortrag über Marcionitisches Christentum (Nr. 45 d. v. J.) so ausgeführt, daß ich nur mit dankbarster Zustimmung darauf verweisen kann*). Dieser kulturkritische, richtiger kulturlose, ungeschichtliche, dualistische Religionsbegriff führt zu seltsamen Konsequenzen. Wir lesen etwa in der CW (47, 1920, 741 f.), daß die Genialität Jesu mehr moralisch als eigentlich religiös gewesen sei. Es ergäbe sich also, daß die stärkste, umfassendste und durchdringendste religiöse Bewegung, die unsere Geschichte kennt, an einen nicht spezifisch religiösen Genius angeknüpft und von einer Verwechselung von Moral und Religion ihren Ausgang genommen hätte. Wie immer man dasjenige zu bestimmen versuchen mag, was Jesus zum Stifter der christlichen Religion gemacht hat — alle vor, neben und nach ihm in Betracht kommenden Faktoren können seine Bedeutung ja nur bestimmen, nicht beschränken —, damit wird der Begriff der Religion bestimmt; er hat sich an Jesus auszuweisen und nicht umgekehrt. — In seinem Marcion hat A. v. Harnack mit genialer Kunst ein völlig zertrümmertes Bildwerk des christlichen Altertums wiederhergestellt. Die Stücke sind alle echt, das Ganze aber in wichtigen Zügen unhistorisch oder überhistorisch idealisiert. Wenn Marcion so verstanden werden muß, so wird seine Geschichte unverständlich. Aus der Idee werden Konsequenzen gezogen, die in der Geschichte nicht eingetreten sind, und dennoch werden sie uns als kirchenpolitische Lösungen empfohlen; ich denke an Harnacks vielbesprochene Thesen über das Alte Testament. — Troeltsch hat das nie genug zu rühmende Verdienst, mit einem Nachdruck, dem sich kein verantwortungsbewußter Theologe entziehen kann, die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Kirchenbildungen und ihrer Ethik in der Geschichte unserer Religion gelenkt, die Theologie durch religiöse Soziologie ergänzt zu haben. Mit umfassender Kenntnis und eindringendem Verständnis konstruiert er seine Kultur- und Kirchentypen aus der Dialektik ihrer charakteristischen Ideen. Aber er beweist uns dabei, daß der Überwinder des Mittelalters wesentlich in ihm befangen war, und erhebt die Aufklärung zu einer kirchengeschichtlichen Epoche ersten Ranges, obwohl sie keinen Kirchentypus geschaffen hat. In seiner Nachfolge redet man viel von Neuprotestantismus, obwohl in dem, was man in der Geschichte so nennt, nachweislich starke katholische Reaktionen mitwirken, und obwohl man das Beste, was man als Neuprotestant hat, der Reaktion auf Luther verdankt, die jenen entgegentritt. Troeltsch macht aus der Idee der Sekte einen durchgehenden historischen Typus, obwohl die geschichtlichen Sekten stets Korrelate der Kirchen gewesen sind und sich mit diesen gewandelt haben. Er läßt eben nicht zur Geltung kommen, daß die Individualität der Kirchen nicht in einer Idee, sondern in einer Aktion besteht; ein Charakter bildet sich nicht aus Anschauungen, sondern Handlungen, nicht aus Unterscheidungen, sondern Entscheidungen. Die Ideen, die Troeltsch

*) Wenn Gogarten demgegenüber (Nr. 27 Sp. 499 Anm. 3 dieses Jahrgangs) meint, Foersters „Position bekomme mit der eigentlichen theologischen Problematik gar nichts zu tun“, so fragt sich, was man unter eigentlicher theologischer Problematik versteht. Wer im Glauben an den allmächtigen Gott steht, für den wird die Welt — ihr Verständnis und ihre Bewältigung — stets ein zentrales theologisches Problem sein und die Ethik eine unmittelbar theologische Disziplin — nicht weniger, sondern eher mehr als die Metaphysik. Ich denke nicht daran, die von Gogarten und K. Barth aufgeworfenen tiefeingreifenden Fragen zu erledigen, indem ich sie außerhalb der eigentlich theologischen Problematik stelle; vielmehr schlage ich vor, im Sinn einer ersprießlichen Erörterung die gegenseitige Fragestellung anzuerkennen und nicht aneinander vorbei, sondern aufeinander einzugehen. — Zur Sache vgl. auch Arnold Hein, Theol. Blätter Nr. 6/7.

auf die Kirchentypen verteilt, ringen in jedem der Typen miteinander. Die Geschichte ist kein symbolisches, sondern ein produktives System. — Selbst ein so praktisch denkender Mann wie Baumgarten führt (Nr. 16 Sp. 283 d. J., vgl. Nr. 23 Sp. 418) das Versagen des auch von ihm leider so genannten Neuprotestantismus in der kirchenpolitischen Krise der Gegenwart auf sein ideelles Wesen zurück. Mit seinem Individualismus, seiner Toleranz, seiner Ehrfurcht vor Sonderbildungen vertrage er sich nicht mit dem Kirchen-, sondern nur mit dem Sekten- und Vereinstypus. Aber gerade wenn die angeführten Züge Wesensmerkmale des Neuprotestantismus sind, fordert er die Volkskirche und schließt die Sekte aus. Denn eine Sekte beruht nicht auf Individualismus, Toleranz und Relativismus, sondern auf Gemeinschaft, Bann und Absolutismus, nur daß sie sich dabei resigniert, dies — indessen nur vorläufig — in kleinen Kreisen durchzuführen, um es überhaupt durchführen zu können. Man denke sich Neuprotestanten wie Kant und Hegel, Goethe und Schiller als Sektenhäupter oder Sektenheilige! Höchst charakteristisch ist auch, was Baumgarten zum Beweis seiner These anführt und nicht anführt: die außerordentliche geistige und Willensenergie, die auf die literarischen Unternehmungen des Neuprotestantismus — CW, RGG, Religionsgeschichtliche Volksbücher, Göttinger Bibelwerk — und unsere Versammlungen erfolglos verwendet seien. Ja, wenn es eben damit zu machen gewesen wäre!

Ich habe diese Beispiele aus der kirchlichen Geschichtsbetrachtung der Gegenwart angeführt, weil die Geschichtsbetrachtung immer eine Funktion der Geschichte, die man macht, der Politik, ist. Vergessen ist bei solchen idealistischen Konstruktionen der vergangenen Geschichte das Wort des Altmeisters Ranke, daß der Historiker einfach zu zeigen habe, wie es eigentlich gewesen, und verschmäht wird — nicht von den Meistern, aber von den Adepten — die dazu erforderliche Kleinarbeit der exakten Urkunden- und Denkmälerforschung. Und dieselbe Verkennung der Wirklichkeit droht uns mehr und mehr auch gegenüber der Geschichte, die unsere Aufgabe ist. Man entwickelt aus Ideen, wie es sein müßte, ja wie es kommen wird, aber man rührt keine Hand, um zuzugreifen und abzuwehren. Man zeichnet und radiert immer wieder an Bauplänen, anstatt daß man anfängt, Erde aufzugraben und Steine zu setzen. Untätig läßt man eine Gefahr auf sich zukommen und geht in ihr zu Grunde mit dem Hochgefühl, daß man sie gesehen hat. Spenglers als geistige Leistung ganz ungemein bedeutendes Buch und sein Erfolg sind das Symptom einer vollendeten Entfremdung von der wirklichen Geschichte; weil es in der Idee unstreitig genial ist, gilt es für philiströs, wenn man fragt, ob es denn richtig sei. Und so glaubt man ihm seine Weissagungen für die Zukunft wie seine Darstellungen der Vergangenheit, obwohl jene so irrig sein dürften wie diese nachweislich falsch sind.

Das Gesagte richtet sich nicht gegen die Theorie, gegen synthetische und programmatische Bemühungen an sich. Die Theorie ist wertvoll, unentbehrlich, die Pfadfinderin zu jeder echten Erkenntnis. Sie muß nur richtig sein, und die des Idealismus ist — in der gezeichneten Überspannung — falsch. Die Wurzel ihres Irrtums aber ist eine ethische Einstellung: der Individualismus. Ich spreche wiederum nur von einem überspannten Individualismus. Die wunderbare Fähigkeit des Menschen, in seinem Bewußtsein einen Kosmos ordnen zu können, läßt ihn leicht vergessen, daß dies eben nur im Bewußtsein möglich ist, und daß wir im Leben Teile und Glieder sind, vom Ganzen ebenso abhängig wie ihm verpflichtet. Gewiß sollen wir große Gedanken haben — für uns; der Gemeinschaft ist nicht mit großen Gedanken, sondern nur mit der treuen Arbeit geholfen, die im kleinsten Punkt die höchste Kraft sammelt und von tausend gestellten Forderungen eine erfüllt. Wir sind in Gefahr, über der Gabe des Erlebens die Aufgabe des Lebens zu versäumen, die Rücksicht auf die Gemeinschaft in der Unbefangenheit des eigenen Auslebens und Aussprechens zu verletzen, und zu verkennen, daß man ein Wort oder eine Tat noch nicht verantworten kann, wenn man dabei aufrichtig, sich selbst treu gewesen ist. Unser Blatt, die CW, ist weithin das Organ des Individualismus auch in diesem bedenklichen Sinn eines ethischen Solipsismus geworden. Ich will das nicht anfechten — der Individualismus ist da und muß sein Organ haben —, sondern nur feststellen. Das „anders als die Anderen" ist das ungeschriebene Motto vieler Beiträge. Originalität steht hoch im Kurs, höher als die Richtigkeit. Wie es kürzlich Jemand fein ausdrückte: die Wahrhaftigkeit wird auf Kosten der Wahrheit gepflegt. Diese rückhaltlos offene, intim persönliche Aussprache hat nicht nur unendlichen Reiz, sondern hohen Wert für alle, die an ihr teilnehmen und sich mit ihren Wortführern ehrlich auseinandersetzen; aber sie hat mehr Bildungs- als Leistungswert, schädigt oft unsere gemeinsame Sache und ist natürlich das Gegenteil von Kirchenpolitik und kirchenpolitischer Erziehung, weil sie nicht organisiert, sondern atomisiert. Steht man im kirchenpolitischen Kampf, so hat man zuweilen ein ähnlich schweres Erlebnis, wie es im Felde unsere Infanterie hatte, wenn die eigene Artillerie ihr in den Graben oder die Sturmlinie schoß. Wie oft ist uns Baumgartens vorhin angeführtes Wort von unseren Gegnern entgegengehalten worden! Wie schmerzlich waren die objektiv unzutreffenden Ausfälle von Bredt gegen den Evangelischen Oberkirchenrat und gar Vellers Eintreten für die Ausschußpräambel und gegen die Universitätstheologie. Mit welchem Recht machen wir eigentlich unsere Gemeinschaft zum Kriegsschauplatz der Kämpfe unserer persönlichen Entwicklung? Wir sollen in dieser Beziehung etwas vorsichtiger sein mit der Berufung auf das Gewissen. Es kann gewissenhaft sein zu schweigen und gewissenlos zu reden. Luther hat ständig mit der Versuchung gekämpft: Bist du allein klug? Sollten die Anderen alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Bist du allein des heiligen Geistes Nestei blieben bis auf diese letzte Zeit? Solche Gedanken sollten uns immer wieder bewegen, um so mehr weil wir keine Luther sind. Der schrankenlose, mehr ewig jugendliche als ewig junge Individualismus, der weit mehr Personen als die Persönlichkeit kultiviert, der überall zum Aufbau seines Selbst nimmt und nirgends zur Erhaltung der Gemeinschaft gibt, muß Gleichgültigkeit bei denen erzeugen, die wir sammeln könnten und sollten. Ihm liegt ein Mangel an sozialem, politischem, also auch kirchlichem Verantwortungsgefühl zu Grunde; denn wer Verantwortung fühlt, läßt nicht jeden für ihn selbst vielleicht bald erledigten Einfall drucken und bedenkt stets, daß das gedruckte Wort in einen ganz anderen Zusammenhang der Wirkungen eintritt, als der der Ursachen ist, aus dem es sich entbindet.

Weil solcher Individualismus schließlich nicht umhin kann, seine Schwäche zur Aktion, seine Unproduktivität zu empfinden, flüchtet er sich in den Enthusiasmus oder den Quietismus. Man erwartet von katastrophalen Ereignissen, was man auf dem Wege organischen Schaffens nicht zustande bringen kann. Gewiß ist bei Gott kein Ding unmöglich; aber das berechtigt nicht, irgend etwas in der Geschichte oder der Zukunft für wirklich zu halten. Denn es fragt sich nicht, ob Gott dies getan haben oder jenes künftig tun könnte, sondern ob er es getan hat oder tun will. Statt daß man in der geschichtlichen Erfahrung einen Wink Gottes sieht und sich bekehrt, wartet man darauf, daß Gott sich besinne und die Dinge endlich ganz anders und so, wie man selbst es für richtig hält, machen werde. Einstweilen hat man jedenfalls das Recht, diese Welt zu Trümmern zu schlagen oder schlagen zu lassen —, die andere mag darnach entstehen. Oder man proklamiert die angeblich Lutherische Lehre vom passiven Widerstand

und der tragenden Geduld. Indessen mit hier anzuziehenden Worten Luthers wird ein unerträglicher Mißbrauch getrieben. Auf sie darf sich nur berufen, wer erst einmal soviel getan und erreicht hat wie Luther. Man richte sich doch nach Luthers Taten und unterlasse es, aus seinen religiösen Prinzipien politische Maximen zu machen und das eigene Philistertum mit seinem Heroismus zu verwechseln. Hat Luther sich der Verantwortung zu entscheiden und zu handeln entzogen, als 1521/22 die Schwärmer in Wittenberg ihr Wesen trieben und 1525 die Bauern ihr falsches Evangelium verkündigten? Von Luthers Geist steckt kein Hauch in dem Quietismus der Lutheraner, eher von dem Melanchthons und Schwenckfelds.

4

Diese idealistische, individualistische und enthusiastische oder quietistische Einstellung ist die Ursache unserer kirchenpolitischen Impotenz. Es sei jetzt nicht darauf eingegangen, wie es zu dieser Einstellung gekommen ist; sie hat natürlich wie alles in der Welt nicht nur ihr relatives Recht, sondern auch ihren geschichtlichen Grund. Ihn aufzuzeigen würde jedoch dahin wirken, daß wir uns bei ihr beruhigen und in ihr befestigen, während es gilt, sich zu beunruhigen und sie zu verlassen. Wir wollen jetzt nicht verstehen, sondern bereuen; denn es liegt eine schwere Verschuldung in dem, was wir Freunde der CW lange für unsere Tugend gehalten haben, in der Zurückhaltung von der Kirchenpolitik. Das ergibt sich aus den Wirkungen, von denen nach den Ursachen nunmehr zu reden ist.

Formal angesehen zeigen sie sich darin, daß wir über der gezeichneten Einstellung die Parteibildung versäumt haben. Religiöse Parteibildung (um eine solche handelt es sich ja hier) mutet manchen wie eine contradictio in adjecto, ein innerer Widerspruch, an. Allein die geschichtliche Religion unterliegt den Gesetzen geschichtlichen Lebens, und die Sozialgeschichte vollzieht sich in Parteibildungen; das ist ihre wirkliche Dialektik. Deshalb muß jede fruchtbare geistige Bewegung in einem bestimmten Momente zur Parteibildung schreiten. Das ist nicht angenehm, aber notwendig. Man muß da von der reinen Höhe prinzipieller Betrachtung herabsteigen und sich seiner eigenen Relativität bewußt werden. Ich erinnere an die großen, schmerzlichen Krisen, unter denen sich in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts die reformatorische Parteibildung vollzogen hat; gerade in diesen Jahren der Scheidungen nach dem wundervollen Frühlingssturm der rein geistigen Bewegung kommt die absolute Charakterstärke Luthers, die seine eigentliche Größe ist, immer wieder zu wirkungsvollem Ausdruck. Ich erörtere nicht, wie das Entsprechende von uns zu vollziehen gewesen wäre. Es kam sowohl eigene Gründung wie Eintritt in bestehende Parteien und deren Verjüngung in Frage. Nötig wäre in beiden Fällen gewesen, daß man sich nicht auf Ansichten, sondern auf Absichten vereinigte und nicht Recht behalten, sondern Hilfe leisten wollte. Seit ich mich — übrigens nach dem Vorgang Anderer aus unserem Kreise — dem Protestantenverein angeschlossen habe, haben mich Freunde zuweilen gefragt, wie ich das mit meinem Ritschlianertum vereinige. Ich könnte zunächst entgegnen, daß Ritschl selbst für seine Schüler und insbesondere die Entwicklung der CW die Verantwortung mit der ihm eigenen kräftigen Ausdrucksweise, die mir nicht ansteht, ablehnen würde. Seine Schüler haben seine berühmte Ellipse zu Kreisen verstümmelt, weil sie der analytischen Geometrie nicht gewachsen waren, die die Auszeichnung jener Ellipse erforderte. Die Planimetrie des Kreises ist einfacher, dafür freilich ohne Wirklichkeitswert. Die CW ist ein Tummelplatz der Geister geworden, die Ritschl zu bannen bemüht war. Aber dies bei Seite. Der gemachte Vorhalt ist aus anderen Gründen zurückzuweisen. Ich treibe mit dem Protestantenverein Kirchenpolitik und nicht Dogmatik. Niemand hat dort von mir die Verleugnung Ritschls verlangt. Sollte ich fordern, daß man ihn posthum kanonisierte? Ritschl und seine altliberalen Gegner sind über ihren Streit hinaus. Wir, die beiden zu danken haben, sind ein anderes Geschlecht und leben in einer neuen Zeit mit anderen Aufgaben und neuen Gefahren. Die Zeit der altliberalen Dogmatik ist genau so vorüber wie die der altkonservativen; denn es war dieselbe Zeit. Möchte kein neuer Dogmatismus da aufstehen, wo man einst gegen den Dogmatismus der Rechten wie der Linken auszog*). Was uns in der liberalen Gruppe der altpreußischen Kirchenversammlung verbindet, ist der entschlossene Wille zur Volkskirche, deren Bestand für jede Art von wissenschaftlicher Theologie die Voraussetzung ist. Der Wille zur Volkskirche muß die Grundlage unserer Parteibildung sein, die hoffentlich noch immer nicht zu spät kommt.

Damit sind wir von der formalen auf die konkreten Wirkungen unserer kirchenpolitischen Untätigkeit übergegangen. Sie lassen sich in dem Satz zusammenfassen: wir haben durch unsere Kritik die alte Volkskirche mit aufgelöst, aber sind die Grundlegung der neuen schuldig geblieben. Die Revolution ist in ihrer Wirkung auf die evangelische Kirche ja nur die Katastrophe einer weit zurückreichenden, tiefgehenden Krise gewesen. Die alte Kirche hatte an drei Hauptstücken ihren organischen Halt:

*) Die Vexierfrage, mit der heute der Individualismus der Dogmatiker die Kirchenpolitik zu verwirren und einige Kirchenpolitiker sich dogmatisch zu maskieren lieben, ist vor allem die nach dem Recht des religiös-ethischen „Idealismus" in dem durch die deutsche Klassik bestimmten Sinn des Wortes, des Neuhumanismus, wie man dafür auch gelegentlich sagt. Die damit angerührten Probleme sind mit kirchenpolitischen Mitteln schlechterdings nicht zu lösen, insbesondere nicht mit Mehrheitsabstimmungen. Sie können dadurch nur verhängnisvoll verschoben und vergröbert werden; die Stellungnahme gegen den Idealismus wird dabei praktisch zu einer solchen für den Aberglauben. Die Dogmengeschichte lehrt — und zwar nicht erst seit dem 18. Jahrhundert —, daß die religiöse Entwicklung ein ungemein verwickeltes Gewebe aus echtem Glauben, idealistischer Weltanschauung und vulgärer Superstition ist. Das Zwei-Richtungen-Schema und das Entweder-Oder erweist sich auch hier als dürftige Beschränktheit des Denkens. Die kirchenpolitische Frage gegenüber dem Idealismus ist nicht die, ob er die Tiefen der christlichen Offenbarung erschöpft oder gewisse ihr wesentliche Spannungen auflöst und gewisse entscheidende Spitzen abbricht, sondern ob er in der Kirche eine der Gemeindeorthodoxie (die die Tiefen der christlichen Offenbarung doch auch ihrerseits wahrlich nicht erschöpft) gleichberechtigte Richtung ist und in ihrem Zusammenhang eine bestimmte, wichtige und fruchtbare Funktion hat. Denn in der Kirche steht er nicht in der abstrakten Isolierung, in der ihn die Dogmatiker, ihn dabei nicht selten noch grob verzeichnend und verflachend, betrachten. Denen, die sich in der Herabsetzung eines Christentums der Humanität nicht genug tun können, möchte man immer wieder das bekannte Wort des weiland Generalsuperintendenten Herder entgegenhalten, ob man an Stelle von „Briefen zur Beförderung der Humanität" denn lieber solche zur Beförderung der Bestialität lesen wolle. Die Predigt gegen den Idealismus mag bedenken, ob sie nicht dem Materialismus zugute kommt, der Materialismus ist und bleibt, auch wenn er sich religiös gibt. — Vielleicht liest K. Veller einmal K. Holls Aufsatz über den Neubau der Sittlichkeit durch Luther, um seine Erkenntnis über das Verhältnis von Erlösungsreligion und Moral bei diesem und in der Sache selbst zu vertiefen. Dem sehr viel umsichtigeren und gerechter abwägenden Brief von H. Wagner in Nr. 44/45 gegenüber möchte ich in der Kürze nur bemerken, daß ihn wohl nicht nur gebotene Diskretion verhindern würde, die akademischen Theologen zu benennen, welche „über der notwendigen Freiheit und Kulturaufgeschlossenheit das Kreuz Christi entleeren" und „eine Theologie, die Gottes Zorn und die Kraft des Kreuzes nicht kennt", vortragen. „Mit den Realitäten der Not und der Sünde" sind „unsere akademischen Theologen", wo nicht aus dem Leben, so aus der Geschichte durchaus vertraut, die von ihnen voll ist. (Auch die praktischen Pfarrer sind es doch wohl nicht nur aus den Objekten ihrer Seelsorge?) Man verhülle sie sich nur auch da nicht, wo man dauernd von ihnen redet, und verwechsele die Phrase vom Kreuz nicht mit seiner Kraft; man deute auch fromme Scheu vor dem Heiligsten, die den Karfreitag nicht zum Alltag macht, nicht als Unkenntnis.

erstlich an der Verbindung mit dem Staat, dem staatlichen Schutz und staatlichen Druck, der privilegierten Stellung mit all ihren rechtlichen und gesellschaftlichen Auswirkungen; zweitens an der Herrschaft einer in der Ausführung sehr verschieden abgestuften, aber im Charakter wesentlich einheitlichen, dogmatisierenden Theologie, die aus der Bibel eine christliche Lehre, sowohl Metaphysik wie Ethik, entwickelte, mochte sie dabei die Bibel kräftig hegeln und Hegel schwach bibeln oder umgekehrt; drittens (mit den beiden ersten Stücken zusammenhängend) an dem geistlichen Amt, in dem einerseits der christliche Staat sich darstellte, andererseits die christliche Lehre überliefert wurde. Dies Amt war in jeder Gemeinde des Staates tätig. Insofern diese Kirche also das ganze Volk umfassende Staats-, Lehr- und Amtskirche war, insofern sie in diesem dreifachen Sinn immer noch katholisch war, war sie Volkskirche; in dem Sinn, daß sie vom Volk getragen wurde, war sie es nicht oder wenigstens nicht sicher und bewußt. Diese drei Pfeiler, welche das Christentum in unserem Volk zur Sitte machten, sind zersetzt; Träger der sie zersetzenden Kritik ist nicht allein — es kommen da vielerlei, auch außerkirchliche Faktoren in Betracht —, aber sehr wesentlich mit der freiheitliche Protestantismus gewesen, der seine Kritik gegen den katholisierenden Charakter der Volkskirche, wie wir sie hatten, wandte. Selbst von der Staatskirche bedrückt, hat er den (reformatorischen) Gedanken der Zurückziehung der Staatsgewalt aus dem religiösen Leben propagiert. In einer oft dargestellten und hier nicht zu rekapitulierenden Entwicklung ist er von der Bestreitung einzelner dogmatischer Lehren und biblischer Daten zur (reformatorischen) grundsätzlichen Aufhebung des Charakters der Religion als Lehre und des Christentums als biblischer Lehre gelangt und hat damit die Theologie in die umfassende Krisis geführt, in der sie noch steckt. Es gibt ja in der Tat keine Orthodoxie, keine biblische Theologie mehr an den Universitäten. Auch die sogenannte positive Theologie ist in der Methode grundsätzlich kritisch und geht nur auf einer den Strom hinabtreibenden Eisscholle stromaufwärts. (Bei den Berliner Bekenntnisverhandlungen trat die völlige Unfähigkeit der Rechten, ihre Position theologisch zu vertreten, und damit ihre innere Uneinheitlichkeit immer wieder bezeichnend zutage.) Und auch mit der Amtskirche, der Kirche, in der die Gemeinde Objekt und nicht Subjekt ist, ist es aus, so viel der Oberkirchenrat in der Begründung seines Verfassungsentwurfes von dem eingestifteten Amt redet, und so gern ein großer Teil der Kirchenversammlung diese Theorie durch die Einführung des Bischofstitels für die Generalsuperintendenten bekräftigt hätte. (Dies wurde mit einer Mehrheit von nur 10 Stimmen abgelehnt, und mit ebenfalls ganz geringer Mehrheit hat die dritte Lesung eine in der zweiten bereits geschaffene papale Spitze beseitigt; vgl. die näheren Mitteilungen Geibels.) Praktisch sind wir jedoch alle darüber einig, daß die Kirche — menschlich geredet — existiert durch den Willen ihrer Genossen, und daß kein Amt in ihr eigenen Rechtes, sondern jedes von der Gemeinde eingesetzt ist. Es ist ja höchst charakteristisch, wie kräftig der synodale Gedanke jetzt von denen in Anspruch genommen wird, gegen deren hartnäckigen Widerstand er durchgesetzt wurde. Wir werden uns freilich vor dem Teufel der Hierarchie nicht weniger zu hüten haben, wenn er sich in einen Engel des reinen Synodalismus verkleidet.

Die Frage ist, was an die Stelle der Staats-, Lehr- und Amtskirche treten soll, und diese Frage haben wir über der oppositionellen Kritik vernachlässigt. Ähnlich etwa der Sozialdemokratie im Staat hat der kirchliche Liberalismus sich auf ständige Opposition eingerichtet, aber sich nicht darauf vorbereitet, selbst die Regierung zu übernehmen. Er verfügte weder über ein positives Programm — unsere kritische Theologie ist eben zu sehr nur kritisch gewesen — noch über eine aktionsfähige Organisation, als der Zusammenbruch der alten Kirche infolge einer nur zum Teil kirchlich bedingten Entwicklung schneller, als man denken konnte, eintrat. Und so droht, wie E. Foerster kürzlich ausführte (Nr. 16 Sp. 275 f. Nr. 29 Sp. 532 ff.) — übrigens einer der Wenigen, die rechtzeitig, aber erfolglos zu Programm und Organisation gemahnt haben, wofür ich mich ihm persönlich verpflichtet weiß —, der Gewinn der Freiheit der Kirche vom Staat in den Verlust der vom Staat weithin geschützten Freiheit in der Kirche umzuschlagen. Anders ausgedrückt: es besteht die Gefahr, daß die in der Staatskirche die volkskirchliche Entwicklung hemmenden, in ihr aber durch die staatskirchlichen Interessen selbst immer wieder gebrochenen katholisierenden Tendenzen auf dogmatischen Lehrzwang und hierarchische Leitung sich nun im Sinn der Auflösung der Volkskirche auswirken werden. Die soeben in Berlin von der Verfassungssynode der größten deutschen Landeskirche, über deren maßgebend bleibende Bedeutung für den gesamtdeutschen Protestantismus sich Niemand täuschen wird, gefaßten Beschlüsse, nämlich ein mit geringer Mehrheit angenommenes Bekenntnis zur Verfassungsgrundlage zu machen und ein Wahlrecht einzuführen, das durch Bevorrechtung der Landgemeinden (also der Minderheit im Kirchenvolk), indirekte Wahl und Zuweisung eines Drittels der Wahlstimmen für die oberste Synode an die Geistlichen der gegenwärtigen Mehrheit Bestand und Herrschaft verbürgt und die Gemeinden entrechtet (überdies durch das übersteigerte Gewicht der Provinzialsynoden die Einheit der Landeskirche bedroht), zeigen den Ernst der angedeuteten Gefahr. Nicht von ebenso großer unmittelbar rechtlicher Bedeutung, aber symptomatisch nicht weniger beachtsam sind die Versagung des grundsätzlichen (also nicht unbeschränkten und nicht ausnahmslosen) Pfarrwahlrechts der Gemeinden und die Ablehnung des gesetzlichen Minderheitsschutzes unter ausdrücklicher Erklärung, daß er die Gleichberechtigung der Richtungen bedeuten und auch liberalen Minderheiten zugute kommen würde. (Einzelne Mitglieder der Rechten, denen man eine gewisse Konsequenz nicht bestreiten kann, stimmten deshalb auch gegen das Verhältniswahlrecht.) Wenn darauf eine Minderheit von 77 Stimmen, also ein sehr starkes Drittel die Gesamtverfassung ablehnte — unter den Ablehnenden befand sich die volle Hälfte der preußischen Generalsuperintendenten, aber nur Einer der Präsiden der Provinzialsynoden! —, so zeigt dies, daß der Kampf für die Volkskirche, der der synodalen Mehrheitsherrschaft gegenüber mindestens ebenso notwendig ist wie gegenüber der staatskirchlichen Bürokratie, keineswegs aussichtslos ist, wie er ja auch in anderen Landeskirchen erfolgreich war.

5

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß die Berliner Beschlüsse rechtlich anfechtbar sind. Da wir in der altpreußischen Landeskirche eine gesetzliche Definition des Bekenntnisstandes bisher nicht gehabt haben, so bedeutet die Einführung einer solchen — ganz abgesehen von ihrem Inhalt und ihrer unmittelbaren Tragweite, die hier nicht besprochen werden sollen — eine grundlegende Veränderung ihrer Konstitution. Eine solche vorzunehmen war die Kirchenversammlung gesetzlich nicht berechtigt, und sie setzt sich, indem sie es tat, zu dem erklärten Willen der Gemeinden in Widerspruch. Dieser ist zweimal deutlich zum Ausdruck gekommen: zuerst in der großen Mehrheit, mit der im Wahlkampf die „Einheitslisten" über die „Charakterlisten" siegten, sodann — nach der Veröffentlichung des Ausschußentwurfes — in vielen hundert Eingaben an die Kirchenversammlung, von denen sich mehr als drei Viertel gegen eine dogmatische Bekenntnisformel und Mehrheitsentscheidung in Glaubensfragen aussprachen. Die Einheitslisten, deren ausgesprochener Sinn die Ausschaltung des Bekenntniskampfes aus der Verfassungsarbeit war, sind durch die Verbindung der auf

ihnen gewählten Positiven mit den auf den Charakterlisten unter dem Zeichen des Bekenntniskampfes gewählten zur objektiven Täuschung der anderen Gruppen, die sich an ihnen beteiligt, und der Wähler, die sich für sie entschieden hatten, geworden. Die schwere Last der kirchenpolitischen Verantwortung für die Mehrheitsbildung in der Bekenntnisfrage und ihre sachlichen Ergebnisse tragen die Positiven der Einheitslisten; das sei, ohne die Gewissensentscheidung dieser Männer anfechten und Schuldurteile aussprechen zu wollen, um der tatsächlichen Wahrheit willen festgestellt. Die erwähnten Eingaben wurden von den Mehrheitsrednern hartnäckig mit Schweigen übergangen, bis sich auf Vorhalt einer dazu verstand, sie mit dem Hinweis für gewichtlos zu erklären: man wisse ja, wie solche Stürme in den Gemeinden entfacht werden*). Unter diesen Umständen des Zustandekommens der Kirchenverfassung in Altpreußen ist die mehrfach aufgeworfene Frage nicht abzuweisen, ob die staatlichen Instanzen, ohne deren wie immer zu bestimmende und zu gestaltende Mitwirkung die Verfassung nicht in Kraft treten kann, diese in Kraft setzen werden und ohne Vorbehalte in Kraft setzen dürfen, wenn sie nicht mittelbar staatliche Gewalt in den Dienst einer kirchlichen Partei stellen und dadurch die religiöse Idee der Trennung von Staat und Kirche in der Ausführung sabotieren wollen. Doch sei ohne weitere Erörterung der verwickelten rechtlichen und politischen Lage die Entscheidung darüber denen anheimgestellt, die sie zu verantworten haben**).

Wie sie fallen möge: der eigentliche Kampf um die Volkskirche wird innerkirchlich geführt werden müssen. In dieser Beziehung ist es beachtlich, daß die Mehrheiten für den Bekenntnisvorspruch und das Wahlrecht der Provinzialsynoden zur Generalsynode nur zum Teil identisch waren; auch bei der Abstimmung über den Bischof spalteten sich die größeren Gruppen. Daraus ergibt sich, daß der Gegensatz Positiv-Liberal von einem anderen gekreuzt zu werden beginnt: Hochkirchlich-Volkskirchlich, oder daß der Zusammenhang zwischen Verfassung und Bekenntnis nicht überall erkannt wird; man ist sich nicht durchgehend klar, daß die Mehrheit, welche das Bekenntnis beschloß, mit gewissen Wahlrechts- und anderen Verfassungsbestimmungen steht und fällt. Zwischen einem konsequent hochkirchlichen Block rechts und einem konsequent volkskirchlichen links steht eine schwankende Gruppe (sie ist mit keiner der bestehenden Fraktionen identisch), deren Entwicklung für künftige, feste Mehrheitsbildungen von entscheidender Bedeutung ist. Einheitlich stimmte in allen wesentlichen Fragen (Bekenntnis, Wahlrecht, Minderheitenschutz, Bischof, Vorsitz im Konsistorium und im Kirchensenat) die „Freie Volkskirche" (Linke); zusammen mit ihr standen die Mittelpartei und die überparteiliche „Arbeitsgemeinschaft für kirchlichen Aufbau" geschlossen bei Bekenntnis und Minderheitenschutz; nur bei diesen Fragen war auch die Rechte, von einzelnen Dissentienten abgesehen, geschlossen. Losung der weiteren kirchenpolitischen Aktion muß demgemäß die Schaffung eines hinlänglich starken volkskirchlichen Flügels sein — organisiere er sich als Partei oder als Koalition —, der sich für Bekenntnisfreiheit (im Sinne der Scheidung von Glaube und Recht, bzw. der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der in ihrer Verschiedenheit einander ja weithin ergänzenden Richtungen, die für ihre Auseinandersetzung auf den geistigen Kampf und den Wettstreit der Liebe zu verweisen sind) und Gemeinderecht einsetzt; denn nur in der Einheit der Gemeinden ist die der Kirche auf die Dauer gesichert. Die Erreichung dieses Zieles ist gewiß, wenn alle, die von der Volkskirche leben, für sie eintreten —, ihre Pflicht zur Kirchenpolitik erkennen und erfüllen.

6

Vielleicht wird aber eben diese Frage aufgeworfen: Sollen wir für die Volkskirche kämpfen, ist sie ein mit allen Kräften und Opfern zu wahrendes Gut? Was sollen wir, die wir mit Ernst, aber in Freiheit Christen sein wollen, denn sonst tun? Die Dinge weiter laufen lassen und der religiösen Entseelung unserer Kultur tatenlos zusehen? Wer dies vermag, für den wäre jedes weitere Wort so vergeblich wie jedes bisher gesprochene. Oder sollen wir austreten und eine eigene Kirche gründen? Dazu haben wir weder Anlaß noch Vermögen. Es würde die mutwillige Auflösung der Volkskirche bedeuten und die Wünsche ihrer bewußten und unbewußten Gegner fördern. Zwischen den sich bildenden Sekten würden immer breitere Schichten unseres Volkes religiös heimatlos und kulturlos werden, der Tierheit oder dem Aberglauben anheimfallen*). Unzweifelhaft haben wir, gerade wir, in unserer Kirche Recht auf Heimat und Arbeit. Mit gutem Gewissen dürfen wir sagen, daß wir den evangelischen Glaubens- und Kirchenbegriff hochhalten, gegen die ihn infolge kirchengeschichtlich und religionspsychologisch gegebener Bedingungen immer wieder gefährdenden Katholisierungstendenzen. Nur der Vertrauensglaube, der dem Evangelium seinen Weg frei läßt, und nur der Volkskirchengedanke, der allein die Scheidung der sichtbaren von der unsichtbaren Kirche reinlich durchführt (jede im Sinn der Auswahl genossenschaftliche Kirchenbildung verstößt als solche gegen diese Scheidung und ebenso jeder Versuch das „von oben" der Kirche in ihrer Verfassung darzustellen — wie es immer wieder von rechts gefordert wurde) und Rechtliches rein rechtlich, Geistliches rein geistlich behandelt, stehen in der Nachfolge der Reformation. Unser Recht ist also schlechterdings ein solches, auf das wir ohne Kampf nicht verzichten dürfen, weil es anvertrautes Gut Anderer, das Recht ungeborener Geschlechter, und für uns somit Pflicht ist. Die Rechte Anderer hat Luther stets ausdrücklich vom leidenden Gehorsam ausgenommen. Wenn wir die evangelische Volkskirche der katholisierenden Reaktion überlassen, so weichen wir nicht nur unseren Gegnern in der Kirche, sondern den Feinden unserer Kirche überhaupt. Wir verraten den Protestantismus an Rom und an den als naturwissenschaftliches System wohl wesentlich erledigten, als ethische oder antiethische Macht die Seele unseres Volkes drohender denn je gefährdenden Materialismus; dieser ist in einer sublimierten Form ja auch in der Anthroposophie und verwandten Bestrebungen (vielfach entgegen der guten Meinung ihrer Anhänger) die eigentlich tragende Kraft, wenn man von Kraft reden will. Mit dem Zerfall der evangelischen Volkskirche würde auch über den evangelischen Religionsunterricht an der öffentlichen Schule und die theologischen Fakultäten der Staatsuniversitäten der Stab gebrochen sein. Auch alle die, die in dem Indi-

---

*) Die Eingaben der theologischen Fakultäten Berlin, Breslau und Münster wurden ebenfalls keiner Berücksichtigung gewürdigt. In der Kirche der Wittenberger Professoren hat man für die Fakultäten nicht mehr viel übrig. Im Ausschuß waren Anträge abzuwehren, die ihnen das Vertretungsrecht in den Synoden entziehen wollten; auch in der Vollversammlung wurden sie mehrfach angegriffen und der Ergänzung durch freie kirchliche Seminare wie die Bibelschule in Bethel höchst bedürftig gefunden.

**) „Vor allem darf man hoffen, daß Niemand die Verkehrtheit begeht, den Staat ... um des Bekenntniseinganges willen gegen die Verfassung ins Feld zu rufen; das bescheidenste Maß kirchlichen Taktes müßte an einer solchen Entgleisung hindern." Diese Einsendung von D. Schaeder (Schles. Zeitung 5. 11. 22) und ähnliche von anderer Seite verkennen die Sachlage. Der Staat muß ohnehin zur Kirchenverfassung Stellung nehmen, ohne daß ihn Jemand zu rufen brauchte. Sanktioniert er die Verfassung der 3/4 Mehrheit, so greift er dadurch mit entscheidender Gewalt in einen innerkirchlichen Konflikt ein. Ihn in diese Verlegenheit zu bringen, ihn mit einem kirchlichen Zwiespalt zu befassen, — eben dies hätte ein ausreichendes Maß von kirchlichen Takt unbedingt vermeiden müssen.

*) Inzwischen kann ich auf die trefflichen Worte von Radbruch (Nr. 42/3 Sp. 813 f.) verweisen.

vidualismus ihrer kümmerlichen Gottähnlichkeit die Volkskirche nicht achten — eines der wenigen Güter, die wir aus dem Zusammenbruch gerettet haben, und eine der unentbehrlichen Kräfte für den Wiederaufbau, die treue Hüterin religiöser Überlieferung, die berufene Mittlerin sozialer Versöhnung, die Befruchterin aller echten Kultur, die immer noch den im Rausch des Lebens Taumelnden den Ernst und den vom Leid der Welt Gedrückten den Trost der Ewigkeit verkündet —, sie mögen doch einmal bedenken, daß sie selbst von ihrem Sturz mit begraben werden würden. Mag das Feuer auf ihrem Altar nur unter der Asche glimmen — jene haben doch an ihm ihre eigenen, vielleicht hell flackernden, aber rasch verzehrten Kerzen entzündet und sollten die Glut bewahren helfen. Sie „leben alle von geborgtem Licht und müßten diese Schuld zurückerstatten".

Ich vergesse nicht, daß des Allmächtigen Wille das Ende unserer Volkskirche beschlossen haben und ein Neues werden zu lassen im Begriff sein kann. Aber dieser Wille wird sich durchsetzen, ohne daß wir ihm Bahn machen. Ihm vorzugreifen und zu versäumen, was uns vertraut ist, wäre nicht gläubig, sondern frivol, nicht heroisch, sondern gemein. — „Ich weiß deine Werke; denn du hast den Namen, daß du lebst, und bist tot. Werde wach und stärke das Andere, das sterben will."

Breslau Hans v Soden

Worum es sich handelt

4

Herr Pfarrer Gauger hat mir die Selbstverleugnung hoch angerechnet, mit der ich in Nr. 33 jenen Brief des Pfarrers Veller veröffentlicht habe. Was es mir schwer machte, den Brief zu drucken, habe ich ja dort an Ort und Stelle gesagt. Aber wer dabei an Selbstverleugnung denkt, verkennt mich doch ganz. Ich lausche nun, seit ich zu eigenem kirchlichen und theologischem Leben erwacht bin, unausgesetzt auf das Neue, das kommen soll. Nicht mit Ungeduld, nicht wie auf ein Letztes, wie auf das Hereinbrechen der Ewigkeit, auf Christi Wiederkehr und jüngstes Gericht. Aber unmittelbar ergriffen von der Erfahrung, daß unser gegenwärtiges Kirchen- und Christentum matt und dürftig ist, so daß die ganze Verheißung des Evangeliums ihre Erfüllung erst vor sich hat, warte ich, wollend oder nicht, bewußt und unbewußt auf den morgenden Tag. Warte auf Gott, daß er sich neu zu seiner Christenheit bekennt, ihr Stimmen, Kräfte, Geister, Taten schenkt, wie sie gerade unsre Zeit braucht. Daß ich nicht ungeduldig darüber werde, dafür sorgt mir die Offenbarung seines heiligen Willens, die wir haben. Aber das ist nur ein Anfang, eine Grundlegung, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Aber dies Schauen nach vorwärts erhält frisch und freudig. Man ist als Christ zu ganz Anderem da als getreu dem Erbe der Väter zu sein. Man hat von diesem Erbe zu zehren, damit zu arbeiten und, weil man das tut, große Dinge von Gott zu erwarten, auch, wenn die Stunde kommt, große Dinge für ihn zu unternehmen.

Wenn man nun in solcher Stimmung Redakteur ist, so wird man zwar leichter als Andre imstande sein, Neues, Kommendes zu erkennen und ihm zu Tage zu helfen, aber man wird leichter auch ein Opfer seines irrenden Vertrauens werden. Herrn Pfarrer Veller gegenüber war ich aber darum teils sicher teils gebunden, weil er mir nun schon seit Jahren ein lieber bewährter Freund ist, dessen ernstem vorwärtsdrängenden Sinn ich nur Gutes zutraue. Fängt er plötzlich an zu kritisieren und zu querulieren, so weiß ich, daß das aus einem Herzen voll Liebe und aus einem tapferen Gewissen kommt, und ich kann gar nicht anders als horchen, was er uns zu sagen hat.

Nun hat Freund von Soden mir in Elgersburg vorgehalten, daß ich ihm und den Gesinnungsgenossen in Berlin durch Veröffentlichung von Worten wie denen Vellers (in Nr. 33) und Baumgartens (in Nr. 16) die Arbeit in der Kirchenversammlung arg erschwert habe. Mit derlei Veröffentlichungen falle die Christliche Welt mitten im Kampf ihren Freunden in den Rücken! Aber ich kann da nicht helfen. Mir sind solche Stimmen aus dem eignen Lager Zeugnisse der Selbstbesinnung und Selbstprüfung, in der wir ohne Unterlaß begriffen sind. Mir ist die Christliche Welt zwar keineswegs ein Sprechsaal, indem Jeder Jedes loswerden könnte. Aber gerade für die Nüancen und Differenzen, für die Bedenken und Nöte im eigensten Kreise, dafür ist sie da. Und wenn es sich nicht um bornierte Nörgelei oder gar persönliche Empfindlichkeiten handelt, sondern um die großen Sachen, vor aller Öffentlichkeit. Ich gebe zu, daß das oft genug ein taktischer Fehler ist, der augenblicklichen Nachteil bringen kann, zuweilen recht verhängnisvollen. Aber der faktische Segen ist größer. Und schließlich wird auch der Gegner, wenn er irgend christliche Art hat, vor diesem Stil Ehrfurcht haben, mag er mit einer anscheinend viel klügeren Taktik unsre Selbstkritik zunächst und eiligst als Geständnis unsrer Schwäche in Anspruch nehmen. Und wie schwer es uns fällt, solche Offenheit zu vermeiden, beweist das nicht an manchen Stellen auch von Sodens Vortrag? Können nicht auch aus ihm unsre kirchlichen Gegner vermeintlichen Gewinn ziehen?

Was nun aber Vellers sachliche Vorhalte betrifft, so hat ja Planck bereits lebhaften Widerspruch gegen seine Einschätzung des Idealismus erhoben*). Andre mögen gelegentlich Andres gegen ihn vorbringen. Mir waren seine Artikel wertvoll als Dokumente einer inneren Unruhe, die zu ihrer Überwindung andrer Formeln und Erkenntnisse bedarf, als sie vielfach auch in unserm Kreise heute gang und gäbe sind. Aus solcher Unruhe erwächst uns das Neue, Kommende, dessen wir warten. Und an dieser Unruhe ist ebenso heilsam kennen zu lernen der Gegenstand, die Erfahrung, welche sie erzeugen, wie die Aussicht der Ruhe, die dem Beunruhigten sich öffnet.

Ich habe aber mich und die Christliche Welt doch von den Pfeilen des Schützen wenig getroffen gefühlt. Die Konstruktion einer heidnischen, jüdischen und neutestamentlichen Stufe, auf denen der Theologe sich heute emporentwickle, ist kein allgemein zutreffendes Schema. Schon der Liberalismus und Idealismus, denen Veller streng zu Leibe geht — wo haben die innerhalb jener Stufenreihe Platz? Auf der heidnischen oder auf der jüdischen? Beide Ideen haben ihre ungeheuren geschichtlichen Verdienste, die Veller selbst nicht leugnet. Ohne Zweifel schätzt er sich glücklich, daß er durch beide hindurchgegangen ist. Wenn er darüber hinaus Größeres, Heiligeres gefunden hat, den Jesus Christus des Neuen Testaments — kein Liberalismus und Idealismus, dieser Namen wert, wird ihm das wehren. Ist denn unsre Wissenschaft selbst die Erlösung? ist sie das Christentum? ist sie die Religion? der Glaube? Daß aber zwischen Wissenschaft, auch theologischer, und Glauben ein gewaltiger Unterschied sei, das lehrt, als eine ihrer besten Errungenschaften, seit lange die akademische Theologie. Diese akademische Theologie wiederum, gehört sie auf die jüdische, heidnische oder auf die neutestamentliche Stufe? Ich denke, unter ihr ist zunächst ein rein formaler Betrieb zu verstehen, den abzuschaffen auch unserm Veller nicht in den Sinn kommen wird. Wenn aber in solchem Betrieb die neutestamentliche ewige Wahrheit zu kurz kommt, so teilt er das mit dem Stande der Sache in Predigt und Unterricht, Kirche und Haus. Ist da Etwas nicht in Ordnung, so helfe Jeder, der kann.

Am wenigsten motiviert fand ich den Angriff auf

*) Der von mir vorausgesetzte Artikel muß folgen. R

den „Liberalismus“ in Nr. 39. Seine Kraft als Schlagwort hat er verloren. So kommt Vellers Schelten zu spät. Liberalismus = Libertinismus! Mag sein, daß ein ähnlicher Sprachgebrauch an manchen Stammtischen herrscht. Aber die kennt Veller doch so wenig wie ich. Als ich nach Frankfurt kam, wurde mir ein Pfarrer dort als sehr „liberal“ gerühmt. Er war gut orthodox, aber er ritt aus und war ein glänzender Gesellschafter. Was geht uns diese Sprachverwirrung viel an? Der prinzipielle Liberalismus hat aber als Ferment unsrer heutigen Welt eine unermeßliche Bedeutung. Wir sollten uns umsehn, wenn wir seine Errungenschaften wieder verlören. Und zum Teil sind wir in dieser Gefahr. In unsrer evangelischen Kirche. Gott behüte uns davor, daß wir mit dem Fall Leimbach so leicht fertig werden wie Veller. Er kennt die Gründe nicht, aber er mißbilligt sie. Nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuldig. Die Präambel — ihm liegt alles an der Ehrwürdigkeit und Einheit der Kirche. Daß es Leute gibt, die von Gewissens wegen eine solche Formulierung nicht mitmachen, ist ihm zuwider. Man gehe einfach über sie hinweg zur Tagesordnung. Ja so einfach liegen die Dinge nicht. Am wenigsten für eine Zeitung. Die „Fälle“ sind uns auch eine Last und ein Ärgernis. Aber sie werden nicht damit erledigt, daß man sie in die Ecke wirft. So kann der Liberalismus in jedem Augenblick uns wieder zur Pflicht werden, nachdem wir glaubten, wir wären schon darüber hinaus. Der preußischen Kirchenverfassung gegenüber sind wir durchaus in der Lage. Und es kann uns zum Bedürfnis werden, seine Ideale im weitesten Umkreise zu pflegen und zu fördern: ich denke an den Weltkongreß.

Und der „Idealismus“? Die Christliche Welt hat in ihrer Probenummer von 1886 gegen Lessings Wort vom Wahrheitsuchen polemisiert. (Nicht ohne sofort von „liberalen“ Theologen Widerspruch zu erfahren.) Den Goethekultus haben wir nie mitgemacht. (Ich erinnere an Baumgartens treffliche Herder-Artikel im Jahrgang 1887.) Wir waren durch Ritschl ganz auf die Unterscheidung unsres positiven Christentums von dem unsrer Klassiker und Philosophen eingestellt. Also Neues bietet uns Veller hierin gar nicht. (Auch zu Schleiermacher hatten wir durch Ritschl Distanz. Dies für Barth.) Aber allerdings: mehr Respekt haben wir doch gehabt auch vor diesen Wandlungen des christlichen Geistes, die uns trotz allem eine große Bereicherung bedeuteten. Und es kam die Zeit, wo wir uns daran wieder offener freuten. Aber daß unsre, der Christlichen Welt, oder auch die akademische Theologie darüber des ursprünglichen Christentums vergessen hätte — das kann ihr Niemand nachsagen. Oder doch? Gemach! Wir wollen in keinerlei Selbstrechtfertigung hineingeraten. Nur so viel ist sicher: hat die akademische Theologie je dem Idealismus mehr gegeben als ihm gebührt, so sind ja die Füße derer, die ihr da wieder zurechthelfen, nicht nur vor der Tür, sondern stehen schon längst wieder auf dem Katheder. Derlei korrigiert sich innerhalb der Wissenschaft schon von selbst. Und so sehe ich durchaus auch Vellers Artikel als eine Hilfe an. Mag aus innern Kämpfen und Siegen heraus sein Wort zuweilen hart klingen gegen das, was er für sich überwunden hat und fürs Ganze überwunden sehen will: wir lernen gerne auch von ihm, freuen uns jeder Leidenschaft für die Wahrheit, lauschen und horchen, ob nicht doch auch in seinem Ausbruch Neues, Kommendes, Notwendiges, Heiligendes und Befruchtendes enthalten sei.

Immer ist Advent, immer wird Jesus Christus neu geboren, immer tagt nach dem alten das neue Jahr. Neue Wege in Gottes Namen. Aber man muß Jahr aus Jahr ein viele Wege gehen. Manchmal sind die neuen die alten, die ganz alten. Aber sie dünken uns neu. So sahen wir sie noch nicht. Und eine tiefe Freude faßt uns um solche Entdeckung. Alt und neu, neu und alt: über beiden, in beiden lebt die Ewigkeit. Und in beiden handelt es sich um Gott. Nein, um Gott und den Nächsten.

Marburg — Martin Rade

Von religiöser Kunst

Verein für religiöse Kunst. In Stendal tagte vom 14. bis 16. August die sächsische Provinzialgruppe in Verbindung mit dem Kirchenmusikverein. Die Tagung war durch den feinsinnigen und kunstverständigen Superintendenten Alberts glänzend vorbereitet. Ich möchte fast sagen, daß seine Führungen durch die Stendaler Kirchen das Feinste der ganzen Tagung waren. Bei jedem Wort merkte man, mit welcher Liebe er seine heimatliche altmärkische Kunst studiert hatte. Am 14. August wurde die Tagung durch einen schönen Festgottesdienst eröffnet, bei dem Generalsuperintendent Stolte aus Magdeburg die Festpredigt hielt. Abends war die erste Hauptversammlung, bei der Generalsuperintendent Schöttler einen aus persönlicher Beziehung zum Künstler geschöpften Vortrag über Steinhausen hielt, der weniger eine kunstgeschichtliche Würdigung als eine Einführung in das seelische Ringen des Meisters bot. Am andern Tage sprach Seminarmusiklehrer Emilius über einheitliche Choräle. Trotz der großen Sachkenntnis hinterließ der Vortrag etwas Unbefriedigendes; die hymnologische Mainlinie werde nie verschwinden; auch in der katholischen Kirche würden Lieder verschieden gesungen. Man muß dem entgegenhalten, daß in der katholischen Kirche der Choral eine so nebensächliche Stellung einnimmt, daß dort die Vereinheitlichung nicht als wichtige Notwendigkeit empfunden wird. Das Kernstück, die Messe, ist überall einheitlich. Wir Protestanten haben als evangelisches Gemeingut den deutschen Choral; es ist unerträglich, daß er verschieden in seinen Kernliedern auftritt. Es ist eine der allerwichtigsten Aufgaben der evangelischen Kirche, ihn einheitlich zu gestalten. Es ist von den Einzelgemeinden nicht zu viel verlangt, daß sie ihre Liebhabereien um der Gemeinsamkeit willen zurücktreten lassen. Deshalb können wir nur D. Schöttler zustimmen, wenn er sagte: Die hymnologische Mainlinie muß verschwinden. — Der andere Vortrag des Regierungsbaumeisters Seidel aus Stendal behandelte den evangelischen Kirchenbau. Auch dieser Vortrag stand nach meinem Empfinden in zu geringer Beziehung zu den Gegenwartsproblemen. Wenn man sich damit zufrieden gibt, daß heut kaum Kirchen gebaut würden, so ist's eine zu geringe Wertung des Ringens unserer Baukünstler um dieses Problem. Der Vortragende wollte sich für unsre Zeit auf die Erhaltung des vorhandenen Kunstinventars beschränken. Wir müssen trotz der Not der Zeit sehen, unsern Künstlern im Kirchenbau Aufgaben zu schaffen. Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt ein so überwältigendes Werk wie Bartnings Sternkirche erstanden ist. Aber sie ist nur Modell — wer hilft zum Bau? Wir dürfen uns nicht beruhigen, daß wir kein Geld zum Bauen hätten, wir haben unsern Künstlern gegenüber die Pflicht, ihnen Arbeit zu schaffen.

Am Nachmittag gab's eine wundervolle musikalische Feierstunde im Dom. Ich saß in den Chorstühlen des hohen Chors. Das Abendlicht brach durch die herrlichen Glasfenster des Chors. Gesang und Orgelton durchklangen weihevoll den einzigen Raum. Meister des 16. Jahrhunderts bis Bach hin ließ der Domorganist lebendig werden. Dann noch eine Versammlung, bei der Superintendent Alberts über altmärkische Kirchen sprach.

Zuletzt wanderten wir durch die Straßen der alten Elbstadt Tangermünde nach dem Prämonstratenserkloster Jerichow. Das war ein herrlicher Abschluß.

Nicht überall ist der Sinn für die religiöse Kunst so rege wie in der Provinz Sachsen. Die Stendaler Tagung wird manchen angeregt haben. Es sei auf die Zeitschrift „Religiöse Kunst“ hingewiesen, die als Organ des Hauptvereins von Pfarrer Röhrig, Potsdam, geleitet wird.

Berlin — Curt Horn

Ausstellung für Kirchengeräte und Kirchenschmuck in Stuttgart

In der schwäbischen Hauptstadt fand vom 8. Juli bis 10. August eine Ausstellung für Kirchengeräte und Kirchenschmuck statt. Sie wurde bei ihrer Ankündigung auch als Edelmesse bezeichnet, und das muß man für ihre richtige Bewertung im Auge behalten. Sie war also nicht sowohl Kunstausstellung als vielmehr Gewerbeschau, wenn schon sie auch in der ersten Richtung Anschluß suchte.

Die Aufmachung war vortrefflich. Die Ausstellung war in den stattlichen Räumen des Stuttgarter Handelshofs, des ehemaligen Kronprinzenpalais an der Königstraße, bequem und würdig untergebracht. Sie umfaßte, wenigstens andeutend, die meisten Zweige der kirchlichen Ausstattung, und die Mannigfaltigkeit wurde noch dadurch erhöht, daß außer den beiden christlichen Kirchen auch die Synagoge bedacht war. Die Ausstellerliste, auf die sich der Katalog beschränkte, verzeichnete

etwa zweihundert Namen von Korporationen, Geschäftshäusern, Künstlern und Kunstgewerblern, von denen ungefähr die Hälfte Württemberg angehörte, die übrigen sich auf das Deutsche Reich verteilten. Wenn also das süddeutsche Element schon weitaus vorwog, so erhielt man doch ein ungefähres Bild dessen, was in Kirchenausstattungen vom heutigen Kunstgewerbe geleistet wird. Es fehlte nicht das Harmonium in einfachster und in prunkvoller Form; hervorstechend waren die heiligen Gefäße vertreten, die ein tüchtiges Können und eine begrenzte Entwicklungsfähigkeit der heutigen Edelschmiedekunst auf kirchlichem Gebiet bekundeten; man gewahrte kostbare Meßgewänder, die neben einer feingeschulten Technik auch ein Streben nach neuen Zierformen erkennen ließen; man fand religiöse Darstellungen in Batik, Malerei, auch Glasmalerei, in Plastik; die graphische Abteilung enthielt neben dem einfachen Druckwerk, wie es heute hergestellt werden kann, Luxuswerke und neben allerlei kirchlichen Scheinen auch künstlerische Arbeiten wie Eberz' Kloster Eberbach, das freilich in seiner unruhigen Stilisierung mit schiefen Wänden und Giebeln gerade dem Kenner nichts von dem träumerischen Frieden dieses Cisterziensertals wiederspiegeln konnte. Wohltuend war Steinhausens Volkskunst, die man reicher hätte berücksichtigt sehen mögen. Weitaus überragend waren die Kartons der Beuroner Lenz und Wüger, wie überhaupt die katholische Ausstellung naturgemäß im Vordergrund stand. Nicht wenig beeinträchtigt wurde dieser Eindruck durch die vulgäre Devotionalienkunst, die sogenannte katholische Volkskunst, der ein derartiges Geschäftsunternehmen den Zutritt nur schwer versagen konnte. Die dürftige Veranschaulichung des Kirchenbaus wird durch den Umstand entschuldigt, daß diese Abteilung den eigentlichen Rahmen bereits überschritt.

Faßt man das Gesamtbild ins Auge, so wird man einen solchen Versuch, mit dem kirchlichen Kunstgewerbe einmal in die Öffentlichkeit zu treten, willkommen heißen können, schon im Interesse der kirchlichen Körperschaften, die unter den heutigen Verhältnissen doppelt darauf sehen müssen, mit ihren beschränkten Mitteln etwas Angemessenes, einfach Würdiges, in Stoff und Form Gediegenes zu erwerben. In der Formung ist das kirchliche Kunstgewerbe beschränkt durch die Überlieferung und den Beharrungssinn der Kirchen; aber wenn auch die Anpassung an das heutige Formgefühl nicht zu verkennen ist: Richtunggebendes, Wegweisendes war nicht zu sehen. Man hätte gerne die Entwürfe des Kölner Instituts für religiöse Kunst angetroffen, das die katholische Kirchenkunst durch modernen Formensinn erneuern möchte. Auffallen mußte, daß die Ölgemälde, mit denen die Wände dekoriert waren, die religiösen Themen überwiegend in expressionistischer Manier behandelten, eines der Anzeichen, daß der Expressionismus als Mode zu Ende geht. Dieser Zug brachte in die Ausstellung etwas Zwiespältiges, oder offenbarte vielmehr das Zwiespältige in der heutigen religiösen Kunst: neben der im Ganzen zum Beharren geneigten Kirchenkunst ein mittelmäßiger und auch in seinen höheren Erzeugnissen gequälter Expressionismus. Die Zeit für eine neuschöpferische religiöse Kunst ist noch ferne.

Marburg **Rudolf Günther**

Allerlei Weihnachtsbücher

„Da drauß' vom Walde komme ich her, ich kann euch sagen, es weihnachtet sehr", so klang und sang es früher immer lauter im deutschen christlichen Volk, der Heimat der „Christlichen Welt", je dunkler und kürzer im November die Tage wurden; und wenn gar erst die Weihnachtssternchen vom dickgeballten Dezemberhimmel herunterflogen, da drückten die Kinder die Näschen an den Fensterscheiben platt und suchten sich die lieblichen Adventsboten mit durchfrorenen Händchen einzufangen. Und heller und strahlender noch wurden die seligen Kinderaugen in der Dämmerstunde, wenn die Bratäpfel in der Ofenröhre brutzelten und platzten, die kleine Schar sich um Mutter oder Großmütterlein versammelte und dann immer eifriger und drängender zwischen allen wunderbaren Märchenzauber die wunderbarste Erwartung sich einschob: „Wenn Weihnachten ist, wenn Weihnachten ist ...!" Wer dann zuhorchte, der hörte auch das leise Weihnachtsläuten immer deutlicher aus unsern Buchläden klingen. Keinem rechten Vater oder gütigen Onkel wäre es dann noch möglich gewesen, ohne Zögern an den Schaufenstern mit ihren freundlich ladenden Auslagen voll Kinderwonne und Familienglück und Freundesfreuden kühl vorüber zu gehen; ich glaube, auch der strammste Geldbeutel wäre in der zugeknöpftesten Tasche revolutionär hochgesprungen. Und heute? Ach:

> Wundervolle Märchenwelt,
> Die den Sinn gefangen hält,
> Steig auf in der alten Pracht!

Denn heute? Da stehen die „Ereignisse und Gestalten" protzig reihenweise im Fenster und ringen mit andern Kampfschriften und parteizerfetzten Erinnerungen und Darstellungen um den Boxersieg. Fride une reht sint sêre wunt! und der verzweifelte Wirtschaftskampf um die Selbstbehauptung stopft gerade jenen lieben Weihnachtsverkündigern in den Schaufenstern den Mund und schnürt ihnen die Gurgel energisch zu. Das Brausen des Weltkampfes übertönt das Weihnachtsgeläut. Ist es nicht, als ob man erschauernd das Heulen des Fenriswolfes „Imperialismus" hörte und das glitzernde, gleißende Haupt der Mitgartschlange „Kapitalismus, Mammonismus" sich züngelnd heben sähe aus den schmutzigen Schlammfluten? Wollen nicht beide mit höchster Wut ihre Gottähnlichkeit verteidigen, daß die Weltesche Ygdrasil in ihren gelockerten Grundwurzeln bebt? O arme deutsche Presse, an solchen Nöten sollst du deine Weihnachtsgeschäfte machen? Und das deutsche Weihnachten naht, und frierend und hungernd muß sein armes Volk alle dies Untergangsgetöse hören!

Weil wir in dieser notvollen Zeit unsere Ideale mit Ernst und Zielbewußtsein pflegen wollen, so sollen von unsern Weihnachtstischen unsre alten Freunde nicht verschwinden und unsre bekannten vornehmen Verleger, die sich die Pflege deutschen Geistes, deutscher Kraft, deutscher Reinheit zur besondern Pflicht gemacht haben, sollen immer wieder dort ihren heimatlichen Platz finden; wie wollen wir einem Diederichs, Langewiesche, Perthes, Salzer, dem Inselverlag, dem Furcheverlag, dem Volkserzieher und so manchem andern wohl besser danken als durch einen Heimatplatz unter dem Weihnachtsbaum? Möchten wir außer unsern geliebten Klassikern die Raabe, Storm, Keller, Meyer, Rosegger, Timm Kröger, die Flex, Fock, Finckh, Vesper, Löns und die feinen Frauen Ebner-Eschenbach, Sapper, Supper, Sick, Christaller und Ähnliche auch nur ein Fest über missen? Die Heimatbücher und Reisebücher, die Natur-, Wald- und Tierbücher, die Mahner und Gedankenbildner? Ich muß wirklich nur ein paar nennen, die uns immer wieder die Seele warm machen: die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", der „Jürn Jakob Swehn", die „Familie Pfäffling", die „Briefe eines Glücklichen", ach, man verliert sich ja fast in einen Urwald von Glücksträgern aus älterer und neuer Zeit seit jenen Tagen, wo Defoes Robinson und die deutsche Märchenwelt unsre Kinderseelen bezauberte.

Und nun möchte ich noch einige besonders wertvolle Bücher nennen, die die schwere Zeit hervorgebracht hat und die die Gegenwart nötig hat. Das sind vor allem die heiligen Mahner, die seit den Kriegstagen der treue Meister Guntram von Augsburg uns alljährlich werbend schickt. Ich nenne von seinen bei Gustav Schloeßmann (Gustav Fick), Leipzig und Hamburg, erscheinenden Büchern vor allem die drei neusten: „Vor den Trümmern. Ein Buch der Einkehr", das schon in wiederholten Auflagen herausgekommen ist. Dieser ernste Prediger spricht zu unserm Volk ruhige und wahrhaftige Worte von unsrer Schuld, unsrer Erkenntnis und unsrer Hoffnung und weist in tiefergreifenden Psalmentönen unermüdlich auf Gott hin als unsern wahren und einzigen Retter in der Not. Noch höher erhebt er die deutsche Seele in dem folgenden Buch: „Der König. Ein Buch von Rettung und Aufstieg". Hier weist er wie ein Prophet mit brennender Seele auf den wahren König des deutschen Volkes, seinen einzigen Retter, hin. Es sollte in keinem deutschen Hause fehlen. Das dritte und letzte kleine Buch, das er eine „Deutung der Zeit" nennt, „Der Turmbau zu Babel", zeigt in furchtbarem Ernst Bilder aus der Zeit und ihre Deutung, dann aber das Gericht, wie es über uns hereingebrochen ist, und hofft trotzdem noch auf Erlösung, ja, er sieht sie schon geheimnisvoll herannahen und erkennt den Meister: „Aber ich weiß, daß jetzt die Zeit ihm begegnen muß, und daß er sie grüßen wird."

Wie die Bücher Guntrams (Heinrich Schmid-Kugelbach) einer furchtbar ernsten Zeitaufgabe dienen, das deutsche Volk zur Besinnung zurückzurufen, so ist es fast ebenso wichtig, ein tieferes Verständnis unserer alten Bildungsschicht für die Seele des Arbeiters, seine Nöte und Lebensziele zu wecken. Besonders wertvoll ist doch, wenn ein Mensch mit hellem Bewußtsein, aus der Tiefe aufgestiegen, den Lebenskampf um geistige Bildung durchgemacht hat und für seine alte Schicht mit Energie fruchtbar machen will. Das tut der bekannte Volksschriftsteller Bruno H. Bürgel nicht nur unermüdlich in Presseaufsätzen und belehrenden Schriften, so z. B. in einer sehr bekannten volkstümlichen Himmelstunde Aus fernen Welten (Ullstein-Berlin), sondern neuerdings in einem ausgezeichneten Buch Vom Arbeiter zum Astronomen, Lebenserinnerungen, auch bei Ullstein-Berlin erschienen. Hier folgen wir einem Berliner Arbeitersohn durch sein wechselvolles Leben als Waisenknabe, Lehrling, Fabrikarbeiter, von Jugend an magisch durch das Licht angelockt, bis er durch Wilhelm Förster an die Urania geholt, auf die Universität gebracht, sich furchtbar durchkämpft durch den Kastengeist des zünftigen Gelehrtentums, endlich als Tüchtiger wirklich freie Bahn gewinnt und dem Vaterland im Weltkrieg treu dient, aber als treuer, liebevoller Sohn und Bruder der so lange mißachteten und zum jammervollen Haß getriebenen „vaterlandslosen Gesellen." Was können wir „Gebildeten" aus solchen Büchern lernen!

Eine echte Frau finden wir in dem kleinen Buch einer dritten, für die heutige Zeit wichtigen Bücherkategorie, den Erinnerungen jener Deutschen, die unendlich litten unter den Umwälzungen, die sie von Deutschland losrissen, die wir verloren haben. Für immer? Eine Kraft ist von uns gegangen, z. B. im Baltenland mit seinen stolzen, innerlich unbesiegbaren Deut-

schen. Hier liegt vor uns das Buch einer solchen Baltin: Monika Hunnius, Menschen, die ich erlebte. Es zeigt die fast unzerstörbare Seelenkraft unserer Baltin. Diese Bilder aus ihrem Frauenleben sind durchströmt von echter Frauenliebe und feinstem Verständnis für das Leben und Glück andrer Menschen, mit denen sie zu Hause und auf Reisen zusammentrifft. In bunter Reihe ziehen sie an uns vorüber, die Mutter, der alte Arzt, die einsame Bahnhofskellnerin, die alte Jula, der sehnsuchtsvolle Arbeitersohn, der italienische Herr Kaplan, jedes Bild mit feinem Humor, stets mit liebevollstem Verständnis aufgefaßt und lebendig vorgeführt. Das Buch wirkt wie ein Mitleben und bedeutet einen Reichtum. Solche Bücher bringen wirklich Lebenssonnenschein in die kalte, dunkle Welt unsrer Tage. In ähnlicher Kraft der Seele wirkt das Buch einer Deutschen Frau, die leider ihren Namen nicht nennt, Vaterländische Erziehung (Beck-München). Sie will nicht eigentlich Politik treiben, aber die heilige Mutterpflicht zu einer gründlichen Erziehung im vaterländischen Sinne aufrütteln und warnen vor der Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit weiter Kreise gegenüber dem Schicksal ihres Vaterlandes. Noch nenne ich hier auch ein feines kleines Lehrbuch, das die deutschen Mädchen wirklich einführen helfen kann in ihre zukünftigen Mutteraufgaben am deutschen Volk. Es ist mir längst ein sicherer kluger Führer geworden, trotz meiner Empörung über den kurzen 12. Teil, den letzten: „Frauenbewegung“. Und der ist mir ein rechter Beweis, wie unendlich schwer für den deutschen Mann es zu sein scheint, auch den Mädchenerzieher, die deutsche Frauenbewegung in ihren tieferen Motiven zu erkennen und zu würdigen. Doch vielleicht bessert er sich noch und lernt bei so viel kulturpolitischer Klugheit und Klarheit um, wir wollen nicht verzagen. Der Sünder ist Prof. Fr. Ehringhaus, das Buch, schon in 3. Auflage, „Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre für Frauen“. Ein übersichtliches Lehr- und Lernbuch für Frauen, Frauenschulen, Töchterheime und ähnliche Anstalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1922.) Da wir einmal am Lehren und Erziehen sind, so kommt ein verwandtes und doch ganz andres Büchlein herbei und bittet um Beachtung. Pfarrer F. Baun, „Die Familie Kullen. 200 Jahre im Dienste der Schule 1722—1922“. (Quell-Verlag Stuttgart.) Es kommt aus den echten frommen Gemeinschaftskreisen Württembergs und bietet ein herzbewegliches Bild von dem Leben und Wirken dieser gottgesegneten Familie in dem Pfarrdorf Hülben auf der Hochfläche der Schwäbischen Alp, wo in ununterbrochener Reihe die prachtvollen Männer und Frauen der Schule und dem Reich Gottes in vorbildlicher Treue dienten. In dieser Zeit toller Schul- und Religionskämpfe besonders erquicklich zu lesen.

Und nun, noch ein andres Württemberger Buch für die deutsche Christenfamilie: „Hab' Sonne im Herzen! Ein Hausbuch für junge und alte Christen.“ Von H. J. Zeller, unter Mitarbeit von Lic. theol. P. Zeller, Dekan a. D. (Heinrich A. Berg, Ulm 1922). Zwanzig fein ausgeführte Nachbildungen anerkannter Meister führen uns lebendig ein in das biblische und Familienleben, die sorgfältige Ausstattung des ziemlich starken Bandes ist ganz hervorragend, und der Inhalt begleitet als echtes rechtes Hausbuch, „Meinen Sonnenstrahlen Siegfried und Susanne“ gewidmet, die christliche Familie in Prosa und Poesie durch die drei Teile: „Von der Wiege bis zum Grabe“, „Im Kreise der Festtage des Jahres“, „In den Stürmen der Welt“. Ein guter Hausfreund für Alt und Jung mit seinen erquicklichen Sonnenstrahlen.

Ich nenne hier noch zwei Kalender, erstens den altbewährten „Nachbarkalender“, Illustrierter Familienkalender für 1923, 35 Jahrgang (H. O. Persiehl, Hamburg), und den „Neuen Kinderkalender“ 1923. Herausgegeben von Pastor Johannes Jauleck. 51. Jahrgang. (Ebenda.) Wer den alten „Nachbar“, jenes in so vielen Christenhäusern heimische „christliche Volksblatt für Stadt und Land“ und seinen gütigen, herzenswarmen und schaffensfreudigen Herausgeber, den Hamburger Pastor Karl Rinck, der ihn bis zu seinem Tode leitete und hochbrachte, kennt, der weiß genau, was er an ihm haben wird, und ebenso gewiß ist der Leser des „Mutigen Christentums“, daß er sich in dem Kinderkalender einen echten, wahrhaft praktischen Schatz in seine Kinderstube holt. Den guten Hamburger Geist, wie er auch in einer Elise Averdieck und ihren wundervollen Kinderbüchern lebte, läßt man ein mit seinem frischen, frommen Wesen. Nachbarkalender und Kinderkalender möchten sich auch dies Jahr ihren Heimatplatz in vielen deutschen Christenhäusern wieder sichern, und ich wünsche ihnen wie all den guten Büchern Glück auf die Weihnachtsreise, dem Mammonssatan zum Trotz, der sie verdrängen möchte!

Cassel Marie Martin

Verschiedenes

Nächte von Fondi. Von Isolde Kurz. Eine Geschichte aus dem Cinquecento. München, C. H. Beck, 1922. 258 S.

Dr. phil. h. c. Isolde Kurz, die Tochter von Hermann Kurz, dem schwäbischen Dichter und „adligsten Demokraten“, dessen „Lebensbild“ zum eisernen Bestande des gebildeten deutschen Hauses gehört, ist den Lesern der „Christlichen Welt“ gewiß der Mehrzahl nach bekannt, zunächst als Verfasserin jenes „Lebensbildes“, das ihr den Ehrendoktor der Tübinger philosophischen Fakultät eintrug, dann als Dichterin aus ihrem Reisetagebuch „Wandertage in Hellas“. Damals vor allem Vertreterin und Künderin des klassisch-griechischen Schönheitsideals, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“ und als Heimat ihrer Seele schauend, erschien sie uns Deutschen lange Zeit in erhabener Ferne und Höhe, wie Feuerbachs Iphigenienbild.

Das Kriegsjahr 1914 brachte sie uns viel näher. In ihrer Sammlung: „Schwert aus der Scheide“ fand sie zum erstenmal ganz schlichte, volkstümliche Töne und wurde ganz eine der Unseren, ganz deutsch im tiefen Miterleben und Miterleiden deutscher Erhebung, deutscher Not und deutschen Glaubens an die Unzerstörbarkeit unseres Volksgeistes.

Auf ihre früher erschienenen Bücher, die „Florentiner Novellen“, auf die Sammlung geistvoller, tiefdurchdachter Lebensweisheit unter dem Titel: „Im Zeichen des Steinbocks“ und ihre vollendet schönen Gedichte braucht hier nicht verwiesen zu werden; sie sind alle zum unvergänglichen Edelgut des deutschen Hauses und der deutschen gebildeten Welt geworden. Viel zu wenig bekannt ist dagegen die religiös-philosophische Dichtung „Die Kinder der Lilith“, in der sich Isolde Kurz in hochpoetischer, von Einzelschönheiten reicher Sprache und in tiefem Ernst mit den Rätseln des Menschenlebens, dem Ursprung des Menschengeschlechts nach neuplatonischer Auffassung, mit der Sage vom verlorenen Paradies und dem Eindringen von Schuld und Tod in die von Gott geschaffene, vom göttlichen Lichte durchstrahlte Welt auseinandersetzt.

Ähnliche Gedanken und Bilder aus der urchristlichen und neuplatonischen Gedankenwelt durchweben die „Legenden“, mit denen sie uns aus dem Deutschland von 1918 emporführte in selige Reiche erdentrückter Schönheit und Reinheit. Auch im „Traumland“ verließ sie die wenig schöne Gegenwart, ohne die wissenschaftliche Erkenntnis vom Traum als Spiegelung des Tageslebens im Unterbewußtsein zu verlassen und der bunten Welt des Traums einen stärkeren Einfluß auf das menschliche Leben und Werden zuzugestehen, als diese Erkenntnis ihr zuweist.

In ihrem auf Weihnachten erschienenen neuesten Werk „Nächte von Fondi“ betritt sie zum erstenmal das Gebiet des Romans.

Dem Andenken ihres Vaters ist das Buch in einem Sonett gewidmet, von dem hier leider des Raumes wegen nur der Anfang wiedergegeben werden kann:

Dem Dichter, der am deutschesten gesungen
Und mit der Seele doch die Welt umfaßt,
Leg' ich aufs Grab die ernteschwere Last
Von Lieb' und Leid, hesperischer Flur entsprungen.

Italien, der Dichterin jahrelang zur Heimat geworden, bildet den landschaftlichen, das Cinquecento den historischen Schauplatz der Geschichte. Nächte von Fondi, der in Kampanien gelegenen alten Feste, steigen vor uns auf: „die unvergeßlichen Nächte, wo die Dichter ihre Verse lasen, die Musiker ihre Lieder sangen, der Hof kleine Lustspiele aufführte und das Popolino in seiner genügsamen Weise an den Festen der Herrschaft teilnahm, indem es außen auf den gepflasterten Straßen nach der Musik, die aus dem Schlosse drang, im Sternenschein tanzte.“

Den geistigen Mittelpunkt dieser Nächte bildet die Gräfin von Fondi und Herzogin von Trajetto, Julia Gonzaga, verw. Colonna, eine Geistes- und Namensverwandte der hohen Freundin Michel Angelos: Vittoria Colonna. Gleich ihr ist sie von dem Geiste berührt, der in Italien die Reformation vorbereitete und sanft wie der Himmel auf Raffaels Bildern die Wirren und Verirrungen einer Zeit überstrahlt, über die der Lutherzorn rücksichtslos wie ein Blitzstrahl hinleuchtete. Der wider seinen Willen unter den Kardinalshut gezwungene Ippolito da Medici steht mitten in dieser Zeit, der im Scheiden allen Leichtsinn und Lebensgenuß, aber auch ihren ganzen Reichtum an Schönheit und feinster, selbst das Unrecht und die Gewalt adelnder Kultur noch einmal in sich sammelnden Renaissance. Ehrgeizig und leidenschaftlich strebt er nach der weltlichen Herrschaft in Florenz und will Julia von Gonzaga als Herzogin in die Medizeerherrlichkeit führen, wenn es ihm gelingt, sich von der gehaßten Kardinalswürde zu befreien. Den Kampf um dieses Ziel begleitet ein Kampf der Geister: in Julia Gonzaga verbindet sich der Geist des geläuterten Christentums der edlen Marchesa, deren Namen sie trägt, mit dem Frauenstolz, der diesen Namen des verstorbenen Gatten durch die Leidenschaft nicht entweihen will, die verheerend in ihre schöne Freundschaft mit Ippolito eindrang. Der Geist des anbrechenden Tages behält den Sieg über die Mächte der Leidenschaft. Über dem bunt, oft stürmisch bewegten Gang der Handlung ahnen und fühlen wir den Geist der Geschichte, vor dem Gerechte und Ungerechte, Glück und Leid Schatten gleichen, die mit ihrem Willen oder gegen ihn den Tag vorbereiten und dem Sieg des Lichts dienen müssen.

Terese Köstlin

Kurze Anzeigen

Deutsche Balladen von Bürger bis zur Gegenwart. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1923. 369 S. Noch gerade recht zum Weihnachtsfest kommt diese nach Stoffkreisen und menschlichen Typen (Dämonen, Grabgeister, Seher und Gesichte, Vorzeit und Altertum, Könige, Gott usw.) geordnete Auswahl unserer besten Balladen. Von den Älteren sind vor allem vertreten: Goethe, Mörike, Heine, Lingg, Strachwitz, Droste; von den Jüngeren: Falke, Fontane, Liliencron, Lissauer, Meyer, Miegel, Münchhausen.

Dazu als interessante Ergänzung für die literargeschichtliche

und ästhetische Auffassungsart des Herausgebers: **Von der Sendung des Dichters.** Von Ernst Lissauer. Jena, Diederichs 1922. 136 S.

Weihnachtsspiel. Eine Dichtung von Waldemar Bonsels. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1922. 73 S.

Es erweckt an sich schon große Erwartung, wenn einer unserer gelesensten Dichter sich daran macht, das alte Weihnachtsspiel aus dem Erleben der heutigen Welt und Zeit neu darzustellen. Und zumal dann, wenn die Personen der Geburtsgeschichte des Evangeliums mit den Gestalten des deutschen Märchens, mit Dornröschen, Aschenputtel und Schneewittchen darin sich begegnen. Auch der Teufel als Gegenspieler fehlt nicht. Aber das Ganze, in die Dachstube eines armen Kindes hineinverlegt, ist in der seelischen Grundhaltung und im dichterischen Gestalten zu kraftlos, um das Durchbrechen der großen Heilsbotschaft:

Oh hätten es alle mit mir vernommen:
Die Liebe, die Liebe ist zu uns gekommen!

als Gewißheit uns erfahren zu lassen. Und auch die vielerlei Anleihen bei Bachschen Chorälen und Weihnachtsliedern können das nicht wettmachen.

Deutsche Tischgebete. Von Paul Kaestner. 2. Auflage. Leipzig, Quelle u. Meyer. 40 S. Daß dieser kleine Band schon im 10. Tausend vorliegt, ist wohlverdient. Druck und Einband sind besonders wirksam, und die eigenen und fremden Sprüche (auch niederdeutsche) ernst, knapp, kräftig.

Zum Schluß noch ein Buch aus der Bremischen Geschichte, das aber zugleich seine besonderen Beziehungen zum klassischen Jena und Weimar (vor allem zu Fichte) und zur Deutschen Geschichte, von 1806—1815 und darüber hinaus hat, vor allem aber die lebendige Darstellung eines heimatwüchsigen und weltwirkenden hansischen Bürgermeisterlebens bringt, und auch über Bremen hinaus um Freunde werben darf: **Johann Smidt.** Ein hanseatischer Staatsmann. Von Wilhelm von Bippen Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1921. 331 S. K

Kleine Mitteilungen. Nr. 48 Sp. 932 brachte eine alarmierende Nachricht über einen „neuen Kurs", den die Evangelischen Preßverbände einschlagen sollten. Wir erfahren von zwei Seiten Widerspruch dagegen. Um so besser. Die Nachricht ging uns von einer Seite zu, die wir für zuverlässig hielten.

Unsre nächste Nummer wird das Datum des 11. Januar tragen. Erscheinungsfrist bleibt die vierzehntägige. Vgl. Anzeigenteil!

Gott schenke uns und der bangen Erde ein gnadenreiches Weihnachtsfest! R

Wöchentliche Chronik

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat als Organ des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes einen Aufruf an die evangelischen Kirchen des Auslandes erlassen, in dem er „gegen das Unrecht und gegen die Unwahrheit von Versailles mit dem vollen Nachdruck des Gewissensernstes" seine Stimme erhebt. Hunger und Not werden verewigt, die geistige Kultur ist tödlich bedroht. Die Behandlung Deutschlands ist darauf aufgebaut, daß dies die Schuld am Kriege trage. „Aber diese Behauptung ist durch und durch unwahr. Das erklären wir feierlich vor Gott und dem Gewissen." „Alles, was uns seitdem angetan worden ist, können wir nur als einen schreienden Widerspruch gegen die Forderung empfinden, daß christliche Grundsätze auch im Völkerleben anzuwenden seien." Für die Erhaltung des deutschen Volkes und seiner alten christlichen Kultur einzutreten ist „eine Christenpflicht, der wir auch die Glaubensgenossen im fremden Lande herzlich und ernstlich bitten sich nicht zu entziehen."

Ein Lutherischer Weltkonvent wird 20.—25. August 1923 in Eisenach geplant. Er wird von der Allgem. Evang.-Luth. Konferenz in Leipzig und dem Nationalen Lutherischen Konzil von Amerika veranstaltet. Die Einladung ergeht an die Vertreter sämtlicher selbständigen lutherischen Kirchen in allen Teilen der Erde. Die Vertreterversammlung, für die etwa 200 Teilnehmer vorgesehen sind, ist nicht öffentlich. Am Donnerstag, den 23. August aber soll ein öffentlicher Tag mit großer volkstümlicher Versammlung und anderen Veranstaltungen eingelegt werden. Die deutsche Geschäftsstelle des Konvents befindet sich in Leipzig, Carolinenstraße 19.

Der außerordentliche Evangelische Pressetag hat an die Kirchenregierungen die Bitte gerichtet, den 10. Dezember oder einen anderen Sonntag vor Jahresschluß zum Pressesonntag mit nachfolgender Werbewoche für Gewinnung neuer Leser auszugestalten und die Bemühungen um Gewinnung von Krediten womöglich durch Übernahme von Bürgschaften zu unterstützen.

Es ist eine Bewegung im Gange, den preußischen Landeskirchenausschuß zu bitten, noch eine vierte Lesung der Kirchenverfassung zu veranlassen, um zu verhindern, daß es im Landtage zu scharfem Widerspruch gegen die Verfassung kommt. PrBl 46

Der Bremer Kirchenausschuß (Positive und Liberale) stellt „auf besorgte Fragen hin" fest, daß die preußische Präambel die Bremer evangelische Kirche nicht berühre: „In dieser bleibt die unbeschränkte Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit wie die Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinden verfassungsmäßiges Fundament". PrBl 46

Die neue Kirchenverfassung für Frankfurt a. M. ist einstimmig, die für Nassau gegen 3 Stimmen angenommen worden. Hannover hat mit großer Mehrheit das Amt eines Landesbischofs einzuführen beschlossen.

Der Reichsminister des Innern hat auf Anregung aus dem Reichstage das Braunschweigische Staatsministerium gebeten, „in eine Prüfung der Frage einzutreten, ob nicht mit Rücksicht auf die Tatsache, daß in Braunschweig der Bußtag seit der Reformation staatlich anerkannter Feiertag war, dieser Tag auch heute noch in Preußen und fast allen anderen norddeutschen Ländern staatlich anerkannter Feiertag ist und in Braunschweig auch kirchlicherseits gefeiert wird, sowie unter Würdigung des Umstandes, daß evangelische Eltern vielleicht Wert darauf legen werden, ihre Kinder an diesem Tage den Gottesdienst besuchen und an der Feier des Abendmahls teilnehmen zu lassen, ein Bedürfnis gegeben ist, für solche Kinder ganz oder teilweise eine Befreiung vom Schulbesuch für den Bußtag zu gewähren. Ferner habe ich die Braunschweigische Staatsregierung gebeten, den evangelischen Beamten und Lehrern am Bußtag Gelegenheit zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse zu geben."

Der preußische Kultusminister hat bei der Besprechung einer Anfrage im Landtage erklärt, er könne als Minister nicht die Verantwortung dafür übernehmen, Dissidenten als Rektoren evangelischer Schulen zu bestätigen. Rb 483

Der sächsische Kultusminister hat jede Beurlaubung von Schulkindern zum Besuch des Gottesdienstes an staatlich nicht anerkannten Feiertagen verboten. Auf Weisung des bischöflichen Ordinariats hat die katholische Elternschaft trotzdem an Allerheiligen ihre Kinder nicht zur Schule geschickt. Der Kultusminister läßt nun mitteilen, daß er gegen das bischöfliche Ordinariat und die Eltern ein Strafverfahren wegen offener Gesetzwidrigkeit einleiten werde. Rb 483

Der sächsische Pfarrerverein hat gegen eine Verordnung des Kultusministers über Grabinschriften als ungesetzlich und darum ungültig protestiert und beim Landeskonsistorium eine Verordnung beantragt, die an mehreren Sonntagen von allen Kanzeln zu verlesen ist, des Inhalts, daß die Glieder der Kirchgemeinden für das Zustandekommen einer Regierung eintreten, unter der die ungehinderte Teilnahme an den Gottesdiensten und der freie Gebrauch von christlichem Gebet, Wort und Lied in den Schulen gewährleistet wird.

Reuß ä. L. sucht und findet Anschluß an Bayern. Der Entwurf eines Vertrages, der die beiderseitige Selbständigkeit wahrt, der kleinen reußischen Landeskirche wertvolle Zusicherungen in Bezug auf Kräfteaustausch, Anerkennung der theologischen Prüfungszeugnisse usf. macht, ist vom Landeskirchentage von Reuß ä. L. angenommen worden. FrV 23

Im Vorwort zum Göttinger Musenalmanach 1922 spricht sich der Herausgeber Börries Frhr. v. Münchhausen über die neue Glaubensbewegung in der studentischen Jugend aus: „Alles in allem ist die gebildete Jugend in ihrer Mehrheit leidenschaftlich deutsch, zum Gottesglauben geneigt, ausgesprochen romantisch und von einer gelegentlich bis zur Verständnislosigkeit gehenden Ablehnung neuzeitlicher Experimentierkunst." epd.

Für den an Polen gefallenen Teil Oberschlesiens ist ein besonderer apostolischer Abt (Silesianerpater August Blond in Krakau) vom Papste ernannt worden und damit die Loslösung vom Erzbistum Breslau vollzogen.

Die böhmischen Gemeinden sammeln auf Anregung der Gemeinde Leitmeritz als Dankesschuld für früher erfahrene Hilfe für die deutschen Gemeinden. Leitmeritz überreichte dem Gotteskasten 100 000, Aussig dem Gustav Adolf-Verein 250 000 Mark. AELKZ 45

In Dänemark herrscht wegen geringen Zugangs zum theologischen Studium — in diesem Jahre nur 30 Kandidaten — Pastorenmangel. Der Staat stellt Pastoren an, die in Amerika ausgebildet sind; auch sind schon viele Laienprediger in Pfarrstellen eingesetzt worden. AELKZ 43

Von Personen. Ernannt: D. Johannes Schneider, Herausgeber des Kirchlichen Jahrbuchs, zum Honorarprofessor in Berlin mit Lehrauftrag für kirchliche Statistik. Berufen: Dr. Hinrich Knittermeyer, Mitredakteur der Christlichen Welt, in Marburg, zum Direktor der Stadtbibliothek in Bremen. Promoviert: Lic. Wilhelm Bruhn, Studienrat und Privatdozent in Kiel, zum D. von Marburg. E St

Verantwortlich für d. Nr.: Dr. Hinrich Knittermeyer, Marburg a. L.